Die Deutsche Hausfrau

APRIL
1917



Monatsschrift für die
Deutschen Frauen Amerikas

MILWAUKEE, WIS.

Inhaltsverzeichnis / / / April 1917

Frühlings Auferstehung—Gedicht—Von J. M. Burda	2
Deutsche Ostern—Von Wm. C. Laube	3
Frühling—Erzählung—Von Jobst von Düren	5
Salz aus dem Großen Salzsee—Stanley Weir	7
Kriegsbrot—Skizze von A. Hubenröder	9
Illustrierte Chronik der Zeit	10
Plauderei mit unseren Leserinnen	12
Bilder aus der Geschichte Amerikas—Von Dr. G. A. Zimmermann	15
Die Kriegsbraut—Originalroman von Hedwig Courths-Mahler—7. Fortsetzung	19
Sehnsucht nach dem Frühling—Von W. A. Mozart	26
Buntes und Heiteres Allerlei	27
Lustiges und Lehrreiches für unsere Kleinen	28
Zum Schmuck der Ostertafel	29
Handarbeit—Mode—Hauswirtschaft--Briefkasten	30
Vorlagen für Stick- und Häkelvorlagen	bis
Die neuesten Frühlingsmoden für Damen und Kinder	bis
Aus der letzten Modenschau	bis
Die Küche in der Osterzeit	bis
Erbetene Rezepte	bis
Der Garten im Frühling	bis
Haus und Herd	bis
Aus unserem Handarbeitskorb	bis
Zur Gesundheitspflege	bis
Die Frau als Putzmacherin	bis
Vorlagen für Kreuzstickerei	bis
Schätzkästlein praktischer Winke	bis
Zur Dekoration des Hauses	bis
Stimmen aus dem Leserkreise	bis
Briefkasten—Wer sucht Verwandte und Bekannte?	51

Vol. 13. No. 7. April 1917. Published monthly. Subscription price $1.25 per Annum. Hausfrau Publishing Company, Publishers, 433 Broadway, Milwaukee Wisconsin.
Admitted to the second class of mail matter at the post-office at Milwaukee, Wisconsin

Bezugspreis; $1.25 *In der Stadt Milwaukee $1.25 pro Jahr.* *Nach Canada und dem Ausland $1.60 pro Jahr.*

Diese Zeitschrift erscheint am 25. jeden Monats.

Copyright 1917 (Trademark registered) Hausfrau Publishing Company.

Frühling's Auferstehung

Von J. M. Burda

... Und wieder brausend durch die Lüfte zieht
Das klanggewalt'ge Auferstehungslied ...

Der Ruf, der uns aus düsterm Bann erhebt,
So voll und siegesfroh: Der Heiland lebt!

Er ist erstanden von des Todes Pein —
Er lebt — er lebt — des laßt uns fröhlich sein!

Im Ostersonnenglanz die Erde loht ...
Wacht auf — die Lieb' ist stärker als der Tod!

Allüberall des jungen Lebens Spur,
Der Freude blaue Blüten auf der Flur.

Der neuen Hoffnung goldner Flammenschein —
Die Erde ladet uns zur Feier ein.

Zur Siegesfeier über Nacht und Leid,
Ob dunkler Mächte hartem Winterstreit.

Und singt und jauchzt im hellen Frühlingssturm
Und trägt's mit eh'rnem Mund von Turm zu Turm;

Und kündet's wie ein jubelnd Lerchenlied,
Das süß und selig durch die Weiten zieht ...

Und rauschend wie des Gießbachs Silberfall
Dringt's in die Herzen ein mit frohem Schall.

Wacht auf! Der ew'gen Liebe Morgenrot
Strahlt triumphierend über Nacht und Tod

Und sprengt mit Allgewalt des Grabes Stein —
Der Heiland lebt — des laßt uns fröhlich sein!



Die Deutsche Hausfrau

Jahrgang 13 No. 7 April 1917

Deutsche Ostern /// Von Wilhelm C. Laube

„O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Osterzeit!
Welt lag in Banden,
Christ ist erstanden:
Freue dich, freue dich, o Christenheit!"

Waren das fröhliche Ostern, da wir noch Kinder waren! Wie reich und freudig machten sie das junge Leben, und wie wenig bedurfte es zum höchsten Glück! Schon die ganze „Stille Woche" wurde geplant und gesprochen vom Osterhasen, und vor allem hoffte man, daß doch ja das Wetter auch recht schön sein möchte, sodaß dieser vielerwartete Hase doch auch kommen könne. Dann am Samstag ging es hinauf in den Tannenwald droben am Geigerbühl. Dort unter den großen, finstern Tannen gab es herrliches, weiches Moos. Dick und tiefgrün war es, und man konnte es in großen Flächen vom Erdboden abtrennen. Und bedeckt war's auch mit Tannennadeln. Wie das duftete! Einen ganzen Korb voll von diesem Moos suchte man sich sorgfältig zurecht, und nur das schönste wurde genommen. Dann Haselnußgerten oder grüne Weiden hinten vom „Bächle". Alles schön heimgetragen und in die Scheuer gelegt. Dann erst noch die Samstagarbeit fertig gemacht: all die Stiefel und Stiefelchen für den Sonntag schön säuberlich im Kübel gewaschen, getrocknet und dann gut „eingeschmiert", wie das gute Landessitte war. Der Mutter Holz in die Küche geschafft und alle Wassereimer gefüllt. In der Scheuer aufgeräumt, das Futter für die Kuh geschnitten, daß genug für über Sonntag da war, denn am Sonntag durfte solche Arbeit nicht geschehen.

Gegen Abend war denn dies alles getan. Nun an die „Hasengärtchen". Zehn müssen's sein, für jedes Kind eins, denn es sind fünf Buben und fünf Mädels. Sie gehen alle dem Alter nach, immer ein bischen kleiner, das jüngste kriegt das kleinste. Vor dem Haus werden sie errichtet, gerade gegen die Landstraße. Das Haus ist gleich das zweite rechter Hand im Dorf, wenn man die Hauptstraße herein kommt. Also kann der Osterhas hier es gut finden. Bei der steinernen Staffel wird angefangen, die zwischen Wohnhaus und Scheuer ins Innere führt. Rösle ist das älteste, und ihr „Hasengärtchen" kommt erst. Dann Wilhelms, dann Kätterles, dann Karls, dann dem Christle seins, dann Louisle's, und so geht es fort, bis jedes von den Zehnen seins hat. In schönen runden Bogen werden die Stöcke errichtet, indem man sie an beiden Enden in die Erde steckt. Dann werden sie mit dem tiefgrünen Moos dicht bedeckt, der Boden wird inwendig auch schön bedeckt, daß der Osterhas ein weiches Plätzchen findet, wo er seine Eier legen kann. Der Eingang wird so verdeckt, daß eben nur eine kleine Oeffnung für den wundervollen Hasen bleibt.

Noch einmal, ehe man ins Bett geht, wird nachgeschaut, daß doch alles noch in guter Ordnung ist, und nicht etwa ein mutwilliger Junge etwas von der Herrlichkeit verderbt. Dann schlafen. Oben auf dem Dachboden, auf der „Bühne", wie sie im Schwabenland sagen. Das duftige Heu an einem Ende und das würzige Buchenholz am andern, Luft genug von allen Seiten, da schläft sich's herrlich wie in der Sommerfrische.

Und wie früh sind wir nicht erwacht! Aber wir durften nicht herunter, bis gerufen wurde. Die „Ahne", die vom Berg oben, war gewöhnlich die erste, uns zu rufen. Schnell war sie mit ihrem Körbchen geheimnisvoll unter der Schürze von ihrem Häuschen herübergehuscht, und ihr freundlicher Ruf war immer der gleiche: „Kommet, Kinder, der Osterhas hot gleit!" (gelegt). Dann hinunter, „helter, kelter", im Nachtzeug, wie man eben war, und jedes nach seinem Nest. Und die Freude, der Jubel über den Inhalt. Ostereier, braun und blau und rot, manchmal der Name der Kinder drauf — wie nur der Osterhas so was alles wissen konnte! Dann Osterhäschen, zuckerige und auch solche aus Kuchenteig, die der Bäcker gebacken.



Ganz mit rechten Dingen konnte nicht alles zugehen. Gibt es überhaupt einen Osterhasen? Der „Katzeheinere" ihr Rudolf hat gesagt nein, „Dös vom Osterhasa ist jo Aelles verloga". Aber die Großmutter hat's doch erzählt, und sie hat doch gerufen: „Kommet Kinder, der Osterhas hat gelegt", und die Großmutter hat uns noch nie angelogen. Und auch die Mutter tut so, als ob wirklich

ein Osterhas wäre. Freilich hat sie uns vor etlichen Tagen, wo das Wetter so schön war, hinaus geschickt an die große Hecke beim „Sträßle", da wo die Sonne immer so schön hinscheint, daß wir Veilchen pflücken. Viele, ganz viele Veilchen wollte sie haben. Und 's Rösle hat gesagt, sie habe gesehen, wie die Mutter all diese Veilchen in den Kochtopf getan in heißes Wasser und sie wisse nicht, was sonst noch. Und dann habe sie Eier hinein getan, und die hätten nachher so schön blau ausgesehen, wie die Ostereier, grade so, wie die vom Osterhasen. Und ganz trockene Zwiebelhäute hätte die Mutter auch genommen, und mit denen hätte sie es gerade so gemacht und hätte auch Eier hinein getan, und die hätten genau so ausgesehen, wie die schönen bräunlichen vom Osterhasen.

Aber wie konnte das alles zusammenhängen? Kinderverstand grübelt nicht lange, er geht bald zum Praktischen über. Und so war es mit uns Kindern. Zwar in die Kirche mußten wir am Vormittag gehen, doch das war ja auch recht, denn heute ist ja Osterfest. Und dann war die Kirche bald aus, denn sie fängt schon um neun Uhr an. Und nach der Kirche gleich das Mittagessen. Ein besonders gutes, heute. Und nach dem Mittagessen aber der Spaß. Hinauf auf den „Wasen". Dort auf den grünen Wiesen, die der Ortsgemeinde gehören, und wo jedermann nach Herzenslust springen darf, dort geht das Tollen los. Jedes Kind nimmt so viel Ostereier mit, wie die Mutter ihm nur erlaubt. Manchmal auch noch ein paar mehr. Nun gehen die Eierspiele an. Erst wird gezeigt und verglichen, wer die meisten und die schönsten hat. Dann allerlei Scherz und Spiel. Die Kleinen rollen sie vorsichtig im Gras, die mehr schüchternen stoßen ihre mit den Spitzen aneinander um zu sehen, welches die härteste Schale habe, die großen Buben aber, kühn und mutwillig, werfen ihre über einen hohen Baum. Ist eines recht hart, daß es diese Probe mehrmals aushalten kann, so ist sein Besitzer stolz darauf, zerbricht es aber beim Aufprall in hundert Stücke, so wird er tüchtig ausgelacht, besonders wenn das Innere etwa noch ein wenig weich ist. Auch werden Eier in Reihen auf die Erde gelegt und dann von jungen Bürschen und Mädchen schnell aufgelesen, wobei es reichlich Scherz und Kurzweil gibt und wo der Sieger bleibt, welcher erst fertig wird oder am meisten Eier bekommt.

So hatten wir wirklich „fröhliche Ostern", und nur zu schnell war der schöne Tag verschwunden.

Und was die Kleinen auf ihre Art hatten, das hatten die Großen auf die ihrige. Nur nicht immer ganz so harmlos und unschuldig. Aber dem Deutschen ist es ein Bedürfnis Feste zu feiern, Gemüt und Humor verlangen darnach, und er nimmt gern jeden Anlaß wahr, um eine Festlichkeit zu begehen. Hat ihm doch sein größter Dichter selber diesen Rat gegeben, wenn er in dem „Schatzgräber" das Geheimnis des Glückes gibt:

„Tages Arbeit, Abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste
Sei dein künftig Zauberwort."

Gerade in dieser ernsten gewissenhaften Arbeit, auf die dann wieder das fröhliche Fest, die sorgenfreie Unterhaltung, folgt, ist eine der Quellen von des deutschen Volkes Kraft und Tüchtigkeit. Und gerade in dem Osterfest ist so viel deutsches Gemüt enthalten. Altgermanisches mischt sich hier, wie auch in manchen andern Festen, mit christlichem. Ostara war bei den Alten die Göttin des aufsteigenden Morgenlichtes des blütenbringenden Frühlings. Von ihr hat Ostern seinen Namen. Und da Ostern am Sonntag nach dem ersten Vollmond nach der Frühjahrs Tag- und Nachtgleiche kommt, so ist es nicht allein das Fest des Auferstandenen, sondern auch das Fest der siegenden Sonne, des lieblichen Frühlings. Der Ostara soll der Hase heilig gewesen sein, wie einige angeben, daher wohl der Osterhase. Andere Symbole, wie die Ostereier, sind vor allem Symbole der Auferstehung. Der Gebrauch der Ostereier geht zurück ins graue Altertum, Sie galten unsern christlichen Altvordern als Sinnbild der Auferstehung. Wie aus dem stillen, regungslosen Ei der lebendige Vogel hervorgeht, so stieg aus den Grabesmauern Christus hervor im stillen Garten; wie die Schale des Eis zerbricht, um einem neuen Leben Raum zu machen, so sind zerbrochen die Bande des Todes durch den Fürsten des Lebens.

Das Eierwerfen dürfte vielleicht zurückzuführen sein auf die altdeutsche Sitte des Scheibenwerfens bei der Frühjahrs Tag- und Nachtgleiche. Die Freude am wiedererwachenden Leben der Natur haben unsere Vorfahren dadurch versinnbildlicht, daß sie eine brennende Scheibe in die Höhe schleuderten. Bei einem solchen Fest im Jahre 1090 fiel solch eine brennende Scheibe auf das Dach der prächtigen Klosterkirche zu Lorsch und zerstörte die Kirche und einen Teil der Klostergebäude. Dies ist der älteste Bericht dieser Sitte, sie bestand hauptsächlich in Süddeutschland, wo sie an manchen Orten noch vorkommen soll. Aber auch im Norden des Vaterlandes war sie ziemlich allgemein, wiewohl in der Regel etwas später im Jahre, wohl deswegen, weil der Frühlingsanfang hier auch etwas später folgt.

An manchen Orten war es Sitte, ein altes Wagenrad mit Stroh zu umflechten, es auf einen hohen Berg oder Hügel zu tragen, wo man dann den ganzen Tag allerlei Spiel und Kurzweil trieb, um die Abendzeit aber das Rad anzuzünden und es in vollem Lauf das Tal hinunterlaufen zu lassen. Dieses brennende Rad war nach einem Augenzeugen anzusehen, „als ob die Sonne vom Himmel lief". Dadurch drückten sie also den Siegeslauf der Sonne aus.

Noch eine andere Sitte finden wir in Hans Meyers herrlichem Buche: „Das Deutsche Volkstum" erwähnt, nämlich das Todaustragen. Besonders in Franken und Thüringen soll diese sonderbare Sitte heimisch gewesen sein. Eine Figur, den Winter darstellend, wird von den Knaben herumgetragen und schließlich verbrannt oder ins Wasser geworfen. Damit soll die Niederlage des Winters und der Sieg des Frühlings gefeiert werden. Und natürlich ist bei all dem Gesang und allerlei Spiel.

Nicht allein der Ostertag selber wird gefeiert, sondern auch der Ostermontag. Zwar wird da auch Gottesdienst gehalten, doch ist es mehr ein Fest für Ausflüge und volkstümliche Unterhaltungen. Auch Jahrmärkte fallen auf diesen Tag. In den Schweizerbergen haben sie am Ostermontag gern allerlei Ring- und Schwingfeste, „Hosalupfa" usw. Gern macht man an diesem Tage Spaziergänge in Nachbardörfer und gedenkt dabei wohl der beiden Emmaus-Jünger. Ja, man nennt solche Gänge wohl „Emmausgänge", oder wie die Oberbaiern manchmal sagen „Ebenausgänge".

Von einem schönen Gang dieser Art lesen wir in Schillers Leben. Die Eltern wohnten damals in Ludwigsburg, und die Mutter machte gern am Sonntag Nachmittag einen Besuch bei ihren Eltern drüben in Marbach. Von einem solchen Besuch erzählt Schillers Schwester Christophine wie folgt: „Einst, da wir mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag, und die Mutter teilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emmaus Jesus zugesellt hatte. Ihre Rede und Erzählung wurde immer begeisterter, und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieeten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor."

Noch andere Sitten könnten von Ostern erzählt werden, so die Palmenweihe, die wir in katholischen Gegenden auch hierzulande finden, wo grüne Zweige in der Kirche geweiht und an die Gläubigen verteilt werden. In Deutschland aber war es mancherorts Sitte, am Ostermontag mit diesen Palmwedeln umher zu gehen und die Freunde und Angehörigen damit zu „streichen", was ihnen gutes Glück bedeuten sollte. Man nannte dies die „Osterstiepe", auch „Kindleinstreichen" an den Kleinen.

Wir sehen den tiefen Einfluß der Ostern nicht allein im Leben der Kinder und der kleinen Leute, wir finden ihn

auch bei den Großen. Mit dem Hinweis auf einen dieser Großen soll diese kleine Skizze schließen. Der Dichter ist Goethe. Es ist Nacht. Ein enges, hochgewölbtes gotisches Zimmer. Auf seinem Sessel am Pulte sitzt unruhig Faust, der große Gelehrte, der unruhige Geist, der Forscher nach geheimen und verborgenen Dingen. Er ist des leidigen Lebens herzlich müde. Denn wozu ist auch alles? Eitelkeit der Eitelkeiten!

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und leider! auch Theologie
Durchaus studiert mit heißem Bemühn.
Da steh ich nun, ich armer Tor!
Und bin so klug als wie zuvor — — —
Und sehe, daß wir nichts wissen können,
Das will mir fast das Herz verbrennen."

Und nachdem er so in sich und seinem Wissen nichts mehr findet, als eine trostlose Oede, da beschwört er den Erdgeist. Von ihm hofft er Licht und Befriedigung. Allein, dieser vernichtet ihn mit den Worten:

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!"

Aufs tiefste gedemütigt, niedergeschmettert von den Worten des Erdgeistes, von dem „trocknen Schleicher" Wagner zu Tode gelangweilt, des ganzen eitlen Lebens satt und überdrüssig, entschließt sich Faust seinem elenden Dasein ein Ende zu bereiten. Er ergreift die Phiole auf dem Brett, mit dem braunen Saft, „der eilig trunken macht". Er setzt sie an die Lippen, hiermit gehe das Leben des berühmten Doktor Faust zu Ende. Er will trinken, da plötzlich ertönt Glockenklang und Chorgesang:

„Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwandeln."

Sie wecken Faust zu neuer Besinnung, zu neuem Leben. Erstaunt ruft er aus:

„Welch' tiefes Summen, welch' ein heller Ton
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon
Des Osterfestes erste Feierstunde?
Ihr Chöre, singt ihr schon den tröstlichen Gesang,
Der einst um Grabesnacht von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?"

Und es ist dieser Gesang. Er bringt Faust neue Hoffnung, neues Leben. Er will nun leben und nicht sterben. Seiner Kindheit schöne Bilder ziehen vor seiner Seele herauf und von neuer Wonne durchdrungen ruft er aus:

„O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder."
— — — — — —
„O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Osterzeit!
Kraft ist gegeben,
Laßt uns ihm leben:
Freue dich, freue dich, o Christenheit!"

Frühling

Erzählung von Jobst von Düren

Er lehnte in einem Schaukelstuhl am Fenster und blies dann und wann ein paar Rauchwolken in die Luft, schaute ihr zu, wie sie geschäftig hin und her eilte, mit leichtem, federndem Gang, daß kaum die Füße den Boden berührten. Und doch hatte sie in ihrem Gang etwas Festes und Bestimmtes, wie in der ganzen Art ihrer Bewegungen. Jetzt holte sie einen kleinen Schemel herbei, sprang mit einem Satze darauf, öffnete die oberste Tür der Kredenz, um fein geschliffene Kelchgläser herauszuholen. Behutsam setzte sie diese auf ein Tablett, und wieder sah er mit Vergnügen, wie zierlich der runde Arm sich hob, sich krümmte, wie rosig die gesunde Haut schimmerte.

Seinen scharf beobachtenden Blick fühlend, drehte sie sich plötzlich um und rief lachend: „Es ist eigentlich unerhört, Robert, daß du mich hier schon eine halbe Stunde arbeiten läßt, ohne mir nur ein klein wenig zu Hilfe zu kommen. Kavalierpflichten scheinst du auf deinen Krankenstationen nicht geübt, ja, scheinbar vergessen zu haben — oder macht dich die neue Doktorwürde so behäbig, daß du nicht mehr imstande bist, mir die Gläser hier aus der Hand zu nehmen, damit ich nicht bei jedem einzelnen in Gefahr bin, es fallen zu lassen? Du Müßiggänger, du?!"

„Müßig war ich nun gerade nicht," entgegnete scherzend der Gescholtene, „ich studierte."

„So — muß übrigens ganz behaglich sein, bei der Zigarre am offenen Fenster beim rauschenden Regen, der alle Düfte des Frühlings ins Zimmer trägt! In was hast du dich denn jetzt eben vertieft? Darf die kleine Unwissenheit fragen?"

„Ich studierte dich!"

„Mich?" Sie drehte sich vollends zu ihm um, und er sah in ihr volles, frisches, strahlend heiteres Gesicht.

„Ja — dich!"

„Das ist allerdings ein kaum würdiger Gegenstand deines Forschens und recht überflüssig. Ich denke, du kennst mich!"

„Ja, — aber du gefällst mir — und so wie heute habe ich dich noch niemals gesehen."

„Du willst mich ärgern. Du spottest über die große Küchenschürze, die Tantchen mir umgegeben aus übergroßer Fürsorglichkeit. Freilich so wie deine Großstadtdamen sehe ich nicht aus. Daher mag es wohl sein, daß ich dir jetzt beachtenswerter erscheine — oder solltest du mich vielleicht als Versuchskaninchen gebrauchen, um festzustellen, wieviel Zeit dazu nötig wäre, um mich auch hier in eine so Ueberschlanke, Blonde zu verwandeln?"

„Du irrst! Doch mir gefällst du eben, wie du bist — und darauf habe ich dich angeschaut, genau mit dem gleichen Behagen, mit dem man sich in ein liebes Bild vertieft. Und dabei ist mir ein Gedanke aufgestiegen, ein Frühlingsgedanke — so heiter und so sonnig, so klar und warm." Sie blickte ihn erwartungsvoll an, setzte die blinkenden Gläser auf den Tisch und stieg vom Schemel. „Bist du noch immer mein treuer Kamerad?"

„Gewiß — ohne Zweifel! Seit ich denken kann, leben wir zwei in guter Gemeinschaft. Tante behauptet immer, sie sähe in uns Geschwister."

„Das soll Mutter nicht!", rief er heftig, „denn — du — du sollst mein Kamerad fürs Leben werden.— du kleine —"

Sie unterbrach ihn lachend: „Welch toller Einfall!"

„Du nennst ihn toll?", gab er gekränkt zurück.

„Ach, Robert, laß die Possen! Du — ich — wir heiraten — ein ehrsames Ehepaar? Nicht auszudenken!" Und sie lachte, lachte, daß Tränen die frischen roten Wangen küßten, wie der Frühlingsregen draußen die keimenden Knospen.

Er war blaß geworden. Sie merkte es, trocknete ihre Tränen mit dem Schürzenzipfel, reichte ihm die Hand und sagte: „Nichts für ungut, Robbi, aber wenn du so scherzest — nein — es ist zu komisch!"

Er ließ ihre Hand fallen und wandte sich zum Fenster. Einige Sekunden war es still im Zimmer. Man hörte nur das leise Anklingen der Gläser, die ihre geschäftigen Hände ordneten. Dann nahm sie das Brett vom Tische und ging schnell hinaus.

Er hatte sich hastig umgedreht, um ihr nachzusehen. Sollte sie ihn wirklich nicht verstanden haben — ihn nicht verstehen wollen? Er schüttelte den Kopf.

Draußen rauschte der Regen heftiger nieder. Ein frischer Duft drang in die geöffneten Fenster. Alles schien sich zu beleben unter den feuchten, warmen Tropfen. Sie brachten befreienden Atem und lösten manch harte Rinde, die der Frost um keimendes Leben gelegt, und siegten mit ihrer verjüngenden Kraft. Er bog sich weit hinaus und ließ die Tropfen kühlend auf die Schläfen und Stirn niederrieseln. Dann lachte er leise vor sich hin und flüsterte: „Dein Herz schläft wie die Knospen dem Frühling entgegen. Auch da soll der Regen die zarten Hüllen sprengen, die es umschließen." —

Tagsüber hatten sie einander nicht wiedergesehen. Gerda hatte mit der Tante in der Küche zu tun. Dann flog sie treppauf, treppab, mit blendend weißem Tischzeug, Blumensträußen, Vasen und dergleichen mehr, um in festlicher Weise eine lange Tafel zu decken. Man feierte die Heimkehr Roberts, der seine Universitätsstudien beendet und nach glänzend absolviertem Examen nun daheim einige Wochen der Ruhe pflegen wollte. Gerichtsrats hatten ihre nächsten Bekannten geladen, Gerda hatte ihre Freundinnen, und Robert wollte ein paar Kollegen auffordern, an dem kleinen Feste teilzunehmen. Es sollte erst behaglich Abendbrot gegessen werden, dann wollten die Aelteren einen gemütlichen Skat machen, die Jugend aber sollte ein Tänzchen veranstalten.

Gerda freute sich schon riesig darauf. Sie wollte eben die Tischkarten legen, als sie sich besann, daß Robert ihr noch einige Anweisungen geben wollte. Rasch sprang sie in den oberen Stock und klopfte an sein Zimmer. Da ihr niemand öffnete, drückte sie die Klinke und schaute hinein. Merkwürdig, er war fortgegangen. Nun besann sie sich, daß sie sich eigentlich nach jenem Gespräch nicht mehr gesehen hatten. Ob er ihr auswich? Einen Moment lang dachte sie nach. Dann warf sie den Kopf lachend zurück, legte die Karten ohne viel Ueberlegen neben die verschiedenen Gedecke und zog sich in ihr Stübchen zurück, um sich für den Abend festlich zu schmücken.

Die hübsch ausgestatteten Räume strahlten schon im Lichterglanz, als Gerda eintrat. Nicht wie sonst kam ihr Robert entgegen. Er hielt sich etwas steif fern von ihr. Sie beachtete es kaum, weil Tante und Onkel ihr Aussehen einer genauen Prüfung unterwarfen und erstere ihr noch einige das Fest betreffende Anweisungen gab.

Robert hatte sie von weitem genau beobachtet. Sie sah so frisch und hübsch aus in ihrem zarten, weißen Kleidchen. Er wäre so gern zu ihr gegangen und hätte ihr ein herzliches Wort gesagt, aber da sie ihn kaum zu bemerken schien, hielt er sich zurück.

Bald hatten sich die Gäste versammelt. Die jungen Damen feierten ein zärtliches Wiedersehen. Man hatte sich ja soviel zu erzählen, musterte sich gegenseitig heimlich, warf da und dort einige Bemerkungen hin im Vertrauen und ließ sich gern in der eifrigen Unterhaltung von den jungen Herren unterbrechen, die nun anfingen, sich den Damen zu nähern.

Robert war heute der ausgelassenste und lustigste von allen. Er bemühte sich, liebenswürdig und geistreich zu sein, sagte jedem Mädchen etwas Angenehmes, schrieb in jede Tanzkarte wiederholt seinen Namen, nur Gerda schien kaum für ihn da zu sein. Sie wunderte sich erst darüber ein wenig, dann lächelte sie im stillen und dachte: „Er nimmt es recht ernst mit seinen Pflichten als Sohn des Hauses — muß eben sehen, daß alle Mädchen versorgt sind." Aber schließlich fühlte sie doch, daß er sie geflissentlich mied, zumal als noch Emma Linden, ein junges Mädchen, das ihr am wenigsten sympathisch war, sie wiederholt küßte und ihr versicherte: „Nein, Gerda, dein Vetter Robert ist doch zu reizend; ich habe es nie gewußt, daß er so nett ist. Doch sage mir nur, was habt ihr miteinander gehabt — ihr habt ja noch nicht einmal miteinander getanzt, auch nicht miteinander angestoßen? Habt ihr euch gezankt?"

Gerda erwiderte nichts, aber etwas Heißes, nie Geahntes, Bitteres quoll in ihrem Herzen auf. Mit einem Male war ihr alles zuwider, die Musik, die frohen Menschen störten sie; sie wäre am liebsten in ihr kleines Zimmer geflüchtet, um sich dort tüchtig auszuweinen, um etwas, was ihr selbst ein Rätsel war. Doch ehe sie noch ihre Absicht ausführen konnte, holte sie ihr Partner zum Kotillon, und nun mußte sie wohl oder übel mittanzen. Sie beobachtete jetzt scharf ihren Vetter Robert, und je mehr sie sah, daß er sich ganz derjenigen widmete, von welcher er wußte, daß sie ihr am wenigsten angenehm war, stieg ein herber Trotz in ihr auf, und sie begann nun, ganz gegen ihre Art, auffallend lustig zu sein, so daß alle sie erstaunt ansahen.

Robert schien äußerlich nichts von allem zu merken, aber im Herzen jubelte er auf: der Sturm ist da vor dem Frühlingsregen! — —

Zwei Wochen nach dem Feste finden wir Gerda am Fenster des Wohnzimmers, scheinbar eifrig mit einer Handarbeit beschäftigt. Die Frau Gerichtsrat hatte eben aus einem Buche vorgelesen, klappte es nun zu, und nachdem sie einige Minuten das Mädchen beobachtet hatte, sagte sie, den Kopf schüttelnd: „Ich begreife nicht, was du hast, Gerda! Ich höre dich nie mehr singen, du siehst blaß und elend aus. Fehlt dir etwas?"

Eine heiße Röte flammte sekundenlang auf den blassen Wangen. Die Angeredete schaute schnell zum Fenster hinaus und entgegnete abwehrend: „Ich fühle mich vollständig wohl, Tantchen, mir bekommen vielleicht die vielen Einladungen nicht, die wir erhalten, seitdem Robert zu Haus ist." — Sie stockte ein wenig beim Aussprechen des Namens, und die Tante schaute scharf zu ihr hinüber.

„Robert ist jetzt ein vollständiger Don Juan geworden," meinte sie lachend, „alle Mädchen schwärmen für ihn. Solange das in seinen Grenzen bleibt, habe ich nichts gegen die kleinen Scherze, aber es wundert mich doch, daß er plötzlich soviel Gefallen an derartigen Tändeleien findet. Ich möchte ihn nicht gern darüber zur Rede stellen. Bald verläßt er uns ja, und wer weiß, wann er wieder heimkommt."

„Robert geht fort?", fragte Gerda, bemüht, ihrer Stimme einen ruhigen Klang zu geben.

„Ja, Kind, das weißt du nicht?", entgegnete erstaunt die Rätin, „hat er dir's denn nicht gestern erzählt?"

„Nein — mir — ach — ich —" — sie mochte es nicht sagen, daß sie beide einander aus dem Wege gingen seit jenem Ballabend, daß sie ihn mied, und er sie nicht aufsuchte. Wieviel bittere Tränen sie über diese Entfremdung weinte, das wußte niemand; nur ihr stilles Zimmer war Zeuge ihres Grames. Je mehr er sich von ihr entfernte, je heißer sehnte sie sich nach ihm, und desto mehr wurde es ihr klar, daß ihr ganzes Denken und Empfinden sich unbewußt seit langen, langen Jahren nur um ihn gerankt, und daß ihr Herz nichts kannte als nur ihn. Als kleines Mädchen war sie, eine Waise, in das Haus des Gerichtsrats gekommen; ihre Mutter war die intimste Jugendfreundin und zugleich eine entfernte Verwandte der Rätin. Sie vertraute ihr sterbend ihr einziges Kind an, und Gerda hatte im wahrsten Sinne des Wortes bei Roberts Eltern eine Heimat gefunden. Der damals zehnjährige Knabe hatte sich der Zweijährigen in ritterlicher Weise angenommen. Das kleine Mädchen, das so blaß und fremd und schüchtern ins Haus geschneit kam, flößte ihm Mitleid ein, und großmütig begann er, zeitweise mit ihr zu spielen. Bald gewann er sie lieb und schloß sich innig an die Kleine an. Er wurde ihr Lehrer und Spielkamerad, und als er dann auf die Universität ging, schrieben sie sich häufig Briefe. Man hielt sie fast überall für Geschwister, und Gerda hatte auch eigentlich in ihm nur den

(Schluß auf Seite 13).

Salz aus dem Großen Salz-See

Wie es aus dem See gewonnen wird

Von Stanley Weir*



Obgleich Salz ein so unentbehrlich erscheinender Handelsartikel ist, der in jedem Haushalt des ganzen Landes gebraucht wird, so ist der Herstellungsprozeß, der es zum Verbrauch für den Menschen geeignet macht, wohl nicht allgemein bekannt. Gewöhnlich betrachtet man Salz als ein aus Minen und Salzquellen gewonnenes Produkt, und sehr viele Leute wissen vielleicht garnicht, daß 60,000 Tonnen dieses so notwendigen Artikels tatsächlich in jedem Jahre aus den Wassern des Großen Salzsees in Utah gepflügt werden. Aber das ist in der Tat der Fall. Die Ursache des übermäßigen Salzgehaltes in diesem See ist immer noch eine Frage, die resultatlos viel erörtert wurde. Es kann nur mit Gewißheit dahingestellt werden, daß das Wasser des Sees siebzehn Prozent Salz, im Gegensatz zu ungefähr zwei Prozent Salzgehalt im Meerwasser, enthält, und an Salzgehalt nur vom Toten Meer übertroffen wird.

Wir wollen nun den Leser einladen, uns in Gedanken an den Großen Salzsee zu begleiten, da die Art und Weise der Gewinnung des Salzes nicht uninteressant ist. Ein kleines Gebäude, einige vier bis fünf Tausend Fuß vom Ufer entfernt, bildet den Hauptteil der Anlage für die Gewinnung des Salzes. In dem Gebäude befindet sich ein Pumpwerk von 6000 Gallonen Kapazität in der Minute, welches das Wasser bis zur Höhe eines Troges pumpt, welcher auf einem Holzgerüst sechzehn Fuß über dem Niveau des Wassers schwebt. In diesem Troge wird das Wasser an das Ufer befördert und in einem Schleußengraben zwei Meilen weit inland geführt nach einem großen Reservoir, wo sich als erster Schritt zur reinen Salzgewinnung alle im Wasser befindlichen Unreinigkeiten zu Boden setzen sollen. An dieses Reservoir schließt sich ein zweites sogenanntes Lager-Reservoir und hieran wieder noch achtzehn kleinere Bassins oder Teiche verschiedener Größe, welche untereinander sowie mit den großen Bassins durch Schleussen verbunden sind. Die kleineren Bassins werden Salzgärten bezeichnet, da in diesen die Ernte stattfindet. Durch die sämtlichen Bassins führt ein Abzugskanal, der auch durch Schleussen mit jedem der kleineren Bassins verbunden ist. Jedes kleine Bassin hat also zwei Schleussen, eine zur Verbindung mit dem nächsten Bassin oder Salzgraben und eine zur Verbindung mit dem Abzugskanal. Dieser offene Abzugskanal ist ungefähr eine Meile lang und ergießt sich in das sogenannte Pottasche Bassin. Alle Bassins haben festen harten Lehmboden, um Absorbierung des Wassers zu verhindern, und zur Ernte den nötigen festen Grund zu bilden. Die ganze Anlage nimmt eine Fläche von 500 Acres ein.

Das Seewasser mit den siebzehn Prozent Salzgehalt wird also zuerst in den Niederschlag-Reservoir gepumpt. Verdunstung durch die Sonnenwärme verursacht, daß im Wasser, bis es durch die Schleusse in den Lager-Reservoir gelassen wird, der Salzgehalt schon auf ungefähr zwanzig Prozent gestiegen ist. Hier muß das Wasser bleiben bis es fünfundzwanzig Prozent Salzgehalt hat. Dies ist der höchste Salzgehalt, den das Wasser haben kann, ohne daß sich das Salz zu Boden setzt, und das soll in den großen Reservoirs vermieden werden, da diese eigentlich zum Niederschlag der Unreinigkeiten dienen sollen. In den beiden großen Reservoirs wird das Wasser durchschnittlich acht Zoll tief gehalten. Das Pumpwerk im See wird im April in Arbeit gesetzt und gewöhnlich während des Tages den ganzen Sommer bis zum September, wenn die Verdunstung des Wassers aufhört, im Gang erhalten. Während Juli und August arbeiten die Pumpen sogar Tag und Nacht.

Durch den ganzen Sommer wird das Wasser fast ununterbrochen aus den großen Reservoirs in die Salzgärten gelassen. Da das Salz bei sechsundzwanzig Prozent zu Boden fällt, bildet sich in den Ernte- oder Salzgärten bald eine Niederlage von Salz. Wenn die Zeit bis zum September vorgeschritten ist, hat die Salzniederlage eine Tiefe von drei bis vier Zoll erreicht. Zweimal im Jahre wird das Wasser aus allen Erntebassins vollständig entfernt, zur Beseitigung der Pottasche, welche, wenn auch ein wertvolles Nebenprodukt, doch Verunreinigung des Salzes verursachen würde, wenn nicht auf diese Weise entfernt. Das Wasser wird durch die Laufgräben, wie schon erwähnt, in das Pottasche-Bassin entleert. Hier wird die Pottasche entweder als Chemikalie verwertet oder anderenfalls wieder zurück in den See geleitet. Die Beseitigung überflüssigen Salzwassers, das Abschöpfen genannt wird, von der Ober-

*) Mit Genehmigung der Herausgeber des Scientific American

fläche der Salzgärten, geht fortwährend automatisch vor sich, indem der Zufluß des Wassers von den großen Lagerteichen in die kleinen Erntebassins beständig im Gange erhalten wird und schließlich in dem Pottasche-Bassin sein Ende erreicht. Bei stürmischem Wetter wird kein Wasser in die großen Bassins eingelassen, da durch den Regenfall der Salzgehalt des Wassers vermindert ist.

Die Ernte beginnt am 15. September und dauert ungefähr drei Monate an. Wenn die Zeit da ist, wird das Pumpen im See eingestellt und das Wasser aus den Salzgärten abgelassen, was übernacht geschehen kann. Die Salzniederlage wird dann mit gewöhnlichen Kraftpflügen aufgepflügt. Männer folgen den Pflügen und schaufeln das aufgelockerte Salz in Schubkarren und entleeren diese in Haufen von je 700 bis 1700 Tonnen an den Rändern der Bassins und neben den Bahngeleisen. Das Salz muß so ein ganzes Jahr lang lagern, um der Luft ausgesetzt zu sein, ehe es in die Raffinerie kommt. Während dieser Zeit geht ungefähr zehn Prozent der Salzmasse verloren, dadurch, daß es der Luft solange ausgesetzt bleibt. In noch halbfeuchtem Zustande wird es dann nach der Salzmühle überführt. Man sieht also, daß sechzehn Monate oder noch mehr vergehen, ehe das Salz in die Frachtwagen der Bahn geladen werden kann, um nach der Mühle gebracht zu werden. Hier wird das Salz mit Dampfschaufeln aus den Frachtwagen in große Behälter, von denen einer eine Kapazität von ungefähr 60 Tonnen hat, entleert.



Wiegen und Verpacken des Salzes in Säcke

Aus dem Behälter wird das Salz zuerst zum Trocknen nach großen Trommeln überführt, welche sechs Fuß im Durchmesser und zweiunddreißig Fuß lang sind. Durch sinnreiche Vorrichtung wird in diesen das Salz vermittels heißer Luft getrocknet. Aus den Trockentrommeln gelangt das Salz in eine abgestufte Reihe von sechs Mahlmaschinen und durch die gleiche Anzahl automatisch betriebene Siebe. Die zwölf Maschinen sind paarweise in zwei Stockwerken aufgestellt — immer ein Sieb im oberen Stockwerk direkt über der Mahlmaschine im darunter befindlichen Stockwerk. Durch Verbindungsvorrichtungen wird das Salz nacheinander durch die ganze Serie der sechs Mahlmaschinen und sechs Siebmaschinen geführt und da jede Mahlmaschine feiner mahlt und jedes Sieb feiner ist, wird das Salz gleich in sechs verschiedene Grade sortiert — Pökel-, Stein-, Eis-, Fleisch-, Butter- und Tafelsalz.

In jeder Mahlmaschine sind große Magnete angebracht, welche alle im Salz befindlichen Eisen-, Stahl- oder anderen Metallteilchen anziehen, und durch fächerartige Vorrichtungen werden alle Unreinigkeiten aus dem Salz entfernt.

So geht das Salz aus diesen Maschinen vollkommen rein und weiß wie Schnee hervor, um nach dem Packraum in große Behälter überführt zu werden. Hier wird das für den Handel fertige Produkt durch Maschinen, welche eine Nähmaschine zum zunähen der Salzsäckchen und eine Wiegmaschine vereinigen, in die Säckchen gefüllt, gleichzeitig abgewogen und zugenäht. Das Ausflußrohr der Salzbehälter schließt sich automatisch, sobald das Säckchen auf der Wage das richtige Gewicht hat. Mit zwei Mädchen zum Bedienen der Maschine füllt und näht dieselbe im Tage 7,000 bis 12,000 Säckchen. Sobald die Säckchen zugenäht sind, kommen sie durch Laufröhren in einen zweiten Packraum, wo die kleinen Säckchen mit Tafelsalz in Ballen verpackt werden zum Versandt. Das gröbere Salz wird in Säcke bis zu 150 Pfund verpackt.

Zum Schluß dürfte noch erwähnenswert sein, daß das Salz des Großen Salzsee die Eigentümlichkeit hat, auch im kleinsten Körnchen noch seine Würfelform zu behalten.

Trübe Tage

Wer kennt sie nicht? Wem bleiben sie erspart? Gehören sie nicht zum wechselvollen Bilde des Lebens überhaupt? Trübe Tage sind keine dunklen, keine trostlosen Tage. Es läßt sich noch mit ihnen fertig werden, ja man kann ihnen unter Umständen sogar Wert, ja Schönheit abgewinnen.

Ein trüber Tag in der Natur hat oft seinen eigentümlichen, geheimnisvollen Reiz, und von Ruysdael bis auf unsere Zeit hat es Maler gegeben, die mit Vorliebe den Stimmungen und Schattierungen solcher trüben Tage nachgingen und ihren Gehalt auszuschöpfen versuchten. Eine in prangendem Sonnenlicht, in üppiger Farbenglut daliegende Landschaft redet zu unseren Sinnen, unserer Phantasie gleichsam mit tausend Zungen. Die Ton- und Lichtflut, die da auf uns eindringt, können wir kaum bewältigen. So lebhaft und leuchtend, mit Jubelfanfaren kündet sich auch das Glück an, das große, berauschende, wenn es sich naht als Reichtum, Ehre, Ruhm, Liebe, wenn es das Prunkkleid irgend einer Erdenlust umwirft. Aber schweigsam, verhalten, grüßt ein Erdenfleckchen, über dem eben die Sonne untergegangen ist, die Nebel brauen, oder die Wolken jagen. Es weckt den Vergleich mit einem Erlebnis, das zunächst getragen sein, mit einer Enttäuschung, die überwunden sein will.

Wahrscheinlich, nein sicher, sind Regen, Nebel und Wolken dem Menschenleben genau so heilsam wie der Natur, aber das Heilsame erscheint nicht immer als das Wohltuende und Angenehme. Häufig ist der trübe Tag da draußen schon geeignet, unsere Stimmung zu beeinflussen, unser Wohlgefühl zu beeinträchtigen, unsere Elastizität zu mindern.

Rufen wir gegen das Grau trüber Tage die Freude auf, und zwar die Gelegenheit, andern Freude zu bereiten. Die findet sich gar bald, auf Schritt und Tritt, wenn wir nur mit redlichem Willen nach ihr ausspähen. Den wahren Sinn des Lebens hatte jener Kaiser erkannt, der jeden Tag als einen verlorenen bezeichnete, an dem es ihm nicht möglich gewesen war, einen Menschen zu erfreuen: die Sonnenstrahlen, die wir in das Dasein anderer hineintragen, verbreiten um uns selbst Licht und Wärme.

Kriegsbrot

Skizze von A. Hubenröder

Mein Enkel kam aus der Schule heim und verkündete: „Wir sollen Kriegsbrot essen, damit nützen wir dem Vaterland."

Kriegsbrot! Das Wort rief mir Erinnerungen an frohe Jugendtage wach, in denen gleichwohl von Krieg und Kriegsbrot die Rede war. . .

* * *

Eines Tages sagte meine Mutter: „Es ist die höchste Zeit, daß du von der Gasse herunter kommst. Morgen bringe ich dich zur Jungfer Braun, damit du stricken lernst."

Wenn meine Mutter in diesem Ton sprach, gab es keinen Widerspruch. Mit meiner Freiheit war es also vorbei. . .

Man schrieb das Jahr 1864. Ich war acht Jahre alt. Am Tage zuvor, an dem meine Mutter diesen Entschluß kundgab, war die Nachricht von der Erstürmung der Düppeler Schanzen in die kleine Stadt gelangt. Ein Kasseler Bürgersohn, der meinen Eltern näher bekannt war, mit Namen Vogel, hatte sich besonders rühmlich hervorgetan und ein Ohr eingebüßt. Das hatte meine älteren Spielkameraden veranlaßt, ein Kriegsspiel zu veranstalten, bei dem es heiß zuging. Ich kam ohne Schulterkragen heim, auch fehlte an meinem Sommerhut der Rand.

Ich begriff nicht, daß der Verlust leicht ersetzbarer Dinge nicht verschmerzt werden konnte. Wenn ich dachte, daß doch Vogel ein Ohr eingebüßt hatte — Meine gute Mutter dachte anders. Sie sprach von Verwilderung und schlechten Manieren.

Jungfer Rosine Braun kannte ich sehr genau. Sie war eine Schulfreundin meiner Großmutter. Sie führte ein strenges Regiment. Man lernte in ihrer Schule nicht nur stricken, sondern auch gehorchen. Sie huldigte noch der längst widerlegten Ansicht, daß ein Stock das Gegengift für faules Fleisch sei. Jungfer Braun erzog den Sohn einer verstorbenen Schwester, die Witwe wurde, ehe ihr Sohn geboren war. Dieser Pflegesohn hätte ihrer Ansicht nach besser das Licht der Welt als Mädchen erblickt, wie denn Jungfer Braun überhaupt nicht zu den zufriedenen Seelen gehörte.

„Theodor, du bist ein Dickhäuter, Theodor, du bist eine Amphibie," rief sie oft verzweifelt und widersprach mit der zweiten Behauptung der ersten. Ich war damals noch nicht so weit in der Naturkunde vorgeschritten, um zu wissen, daß die eine Gattung rotes, warmes Blut, die andere aber kaltes hatte und noch dazu durch Kiemen atmet.

Wir Kinder aus der Unterstadt hatten Theodor den „Puppenjungen" genannt.

Jungfer Braun kleidete ihren Pflegesohn bis ein Jahr vor seiner Einsegnung mit einem Samtkittel und ließ ihn solange einen gehäkelten Kragen und ein seidenes Knüpftüchelchen tragen, bis der Konrektor der Stadtschule sich des Jungen annahm und ihm zu einem Männerrock verhalf.

Es war an einem wunderschönen Nachmittag, an einem Mittwoch, als meine Mutter mich an die Hand nahm und die vier Wendeltreppen im Steinernen Haus mit mir heraufstieg, in die Mansarde der Jungfer Braun.

Ich leugne nicht, ich empfand Schadenfreude, daß meine Mutter öfters, atemlos geworden, stehen bleiben mußte. Ich selbst war beladen mit einer hölzernen Fußbank und einem Körbchen, in dem sich ein Gebind Garn und ein Spiel Stricknadeln befand. Oben angekommen, zog meine Mutter die Schelle. Die Türglocke bellerte laut und mit dünner Stimme. Der Puppenjunge öffnete und lächelte halb höhnisch, halb mitleidig. Er führte uns in die gute Stube.

Das war eine echte, rechte gute Stube. Das Sofa und die Polsterstühle trugen weiße Schutzbezüge, die nur abgenommen wurden, um im Frühling und im Herbst gewaschen und gebleicht zu werden. Der Spiegel war verhangen, ebenso die Lampen, die auf der Kommode aus hellem Birkenholz standen. Von den blauen Rollvorhängen zog der Puppenjunge erst den einen in der Nähe des Sofas in die Höhe, als wir bereits eingetreten waren. Dann fiel ein Schein des Tages auf das Bild einer jungen Frau, das über dem Sofa hing. Es stellte Jungfer Brauns Mutter dar, in einem Kleide, so wie es die Mode der zwanziger Jahre vorschrieb. Das Kleid war tief ausgeschnitten. Jungfer Braun hatte zwar eine Blonde über die Büste der schönen Frau geklebt, aber den lustigen Ausdruck in den Augen und den schalkhaften Zug um die Mundwinkel konnte sie nicht aus der Welt schaffen.

Jungfer Braun war auf der Türschwelle des Nebenzimmers erschienen, als wir eintraten. Das blaue Licht der guten Stube ließ sie noch bleicher und hagerer erscheinen.

Ich faßte unwillkürlich eine Falte des Rockes von meiner Mutter braunem Jakonettkleid.

Sie begrüßte meine Mutter mit auffallender Herzlichkeit, die ihr Gesicht mit einem Schlag verschönte.

Mutter sagte, sie setze das höchste Vertrauen in ihre Methode, und behauptete, ich brauche eine feste Hand.

„Ja, ja, eine feste Hand! Friedenskinder, denen geht es zu gut. Wenn ich an meine Kindheit denke, die in die Zeit der Fremdherrschaft fiel! Aber nun haben wir ja wieder Krieg, Frau Doktorin, freilich nicht im Land, nur an den Grenzen, immerhin, er zieht seine Kreise."

Ja, er zog seine Kreise. Ich hatte ein dunkles Gefühl, daß die Erstürmung der Düppeler Schanzen mich in die Strickschule getrieben hatte.

„Ich habe nur gute Elemente in meiner Strickschule, nur Honoratiorentöchter und einige ehrenhafte Bürgertöchter, deren Eltern Mitglieder der Liedertafel sind."

So viel wußte ich schon, daß die Welt, in der ich lebte, in drei Abteilungen zerfiel: Kasinogesellschaft, Liedertafel, Liederkranz. Der letztere zählte kaum, aber er genoß meine volle Sympathie; meine liebsten Freundinnen, Flörchen Schramm und Willma Lespe, stammten aus diesen Volkskreisen. Wahrscheinlich hatte der Puppenjunge von diesen meinen Freundschaften berichtet, denn Jungfer Braun sagte mit einem festen Blick auf mich: „Böses Beispiel verdirbt gute Sitten."

Mutter entfernte sich, nachdem sie Jungfer Braun noch einmal ihre Dankbarkeit und ihr Vertrauen ausgesprochen hatte, und ich befand mich bald darauf im Nebenzimmer, saß auf meiner Fußbank, hielt das Nadelspiel in den heißen Händen, hätte mich gerne angelehnt, mußte statt dessen kerzengerade sitzen und in den Gesang der übrigen Schülerinnen Jungfer Brauns mit einstimmen: „Ueb immer Treu und Redlichkeit", „An einem Bach, der rauschend floß, ein armes Mädchen saß."

Jungfer Braun sang nur die Anfangsstrophen mit, dann überließ sie uns die Melodie und nickte nur mit dem Kopf den Takt dazu.

Zuweilen, wenn eine Schülerin grobe Fehler in ihrem Gestrick hatte, erklärte sie in einer längeren Rede den Wert eines gut gestrickten Strumpfes, der so weich wie Flaum und elastisch wie Gummi sein müsse, wenn er seinen Zweck erfüllen soll. „Ein Mensch, der in guten Strümpfen geht, erobert die Welt' denn eine Strumpffalte im Schuh bringt Ungemach, das die Bewegungsfreiheit hemmt."

Strumpffalten waren die Schuld an verlorenen Schlachten, an nicht bestandenen Prüfungen und unglücklichen Ehen. Jungfer Braun sprach das Wort „Strumpffalte" mit unsäglicher Verachtung aus.

Ueberhaupt bestand diese Strickstunde zu einem Teil aus einem mit Beispielen belegten Moralunterricht, der unser aller Leben beeinflußt hat.

Jungfer Braun erzählte von der „Fremdherrschaft", von der großen Retirade — sie hatte Hunger und Kummer kennen gelernt —, und wie wenig dazu gehöre, satt zu

(Fortsetzung auf Seite 17)

Illustrierte Chronik der Zeit

Die Vereinigten Staaten und Deutschland.

Nachdem der Bruch mit Deutschland vollzogen war, reiste der deutsche Botschafter, Graf von Bernstorff, mit allen anderen Beamten der Botschaft und den meisten deutschen Konsuln ab. Nur der Generalkonsul Bopp in San Francisco nebst einigen seiner Konsuln, die wegen Verletzung der Neutralitätsgesetze prozessiert und verurteilt worden sind und gegen den Wahrspruch appelliert haben, blieben zurück. Die Rückfahrt erfolgte auf dem dänischen Dampfer „Friedrich VIII.", der zunächst nach Halifax fahren mußte, wo er von den Briten in peinlichster Weise untersucht wurde, ob sich nicht etwa Kontrabande oder Notizbücher darauf befänden. Es wird sogar behauptet, die Engländer hätten von den Stiefeln der Reisenden die Gummiabsätze abgeschnitten, damit sie nicht nach Deutschland mitgenommen werden könnten. Nach acht Tagen Aufenthalt durfte der Dampfer endlich weiterfahren. Inzwischen steht dem Botschafter Oesterreich-Ungarns, der kaum hier eingetroffen ist, das gleiche Schicksal bevor, da es als selbstverständlich betrachtet werden kann, daß seine Regierung sich in der Tauchboot-Frage auf genau denselben Standpunkt stellt wie Deutschland, und dann der Präsident ebenfalls die diplomatischen Beziehungen abbrechen wird.

Der amerikanische Botschafter Gerard hat mit allen amerikanischen Konsuln gleichfalls Deutschland verlassen, ehe das aber geschah, wurden durch englische Hetzberichte noch allerlei Unannehmlichkeiten verursacht. Hierher wurde die Nachricht geschickt, die deutsche Regierung wolle den Botschafter und die Konsuln als Geiseln behalten, und in Deutschland wurde die Nachricht verbreitet, die amerikanische Regierung hätte die hier liegenden deutschen Dampfer mit Beschlag belegt und die Bemannung gefangen genommen. Auf diese Weise entstand immer mehr Aufregung und Bitterkeit, was natürlich die Hetzpresse gerade wollte und nach Herzenslust ausbeutete. Ebenso schlug die Hetze auf Spione wieder hohe Wellen und gewisse Kreise gebärdeten sich, als ob wir schon Krieg mit Deutschland hätten und jeder Deutsche ein Feind des Landes wäre. Viele Zeitungen erklärten in ihren Leitartikeln Deutschland den Krieg und behaupteten, es wäre ganz unmöglich für uns, sich offenen Feindseligkeiten zu entziehen.

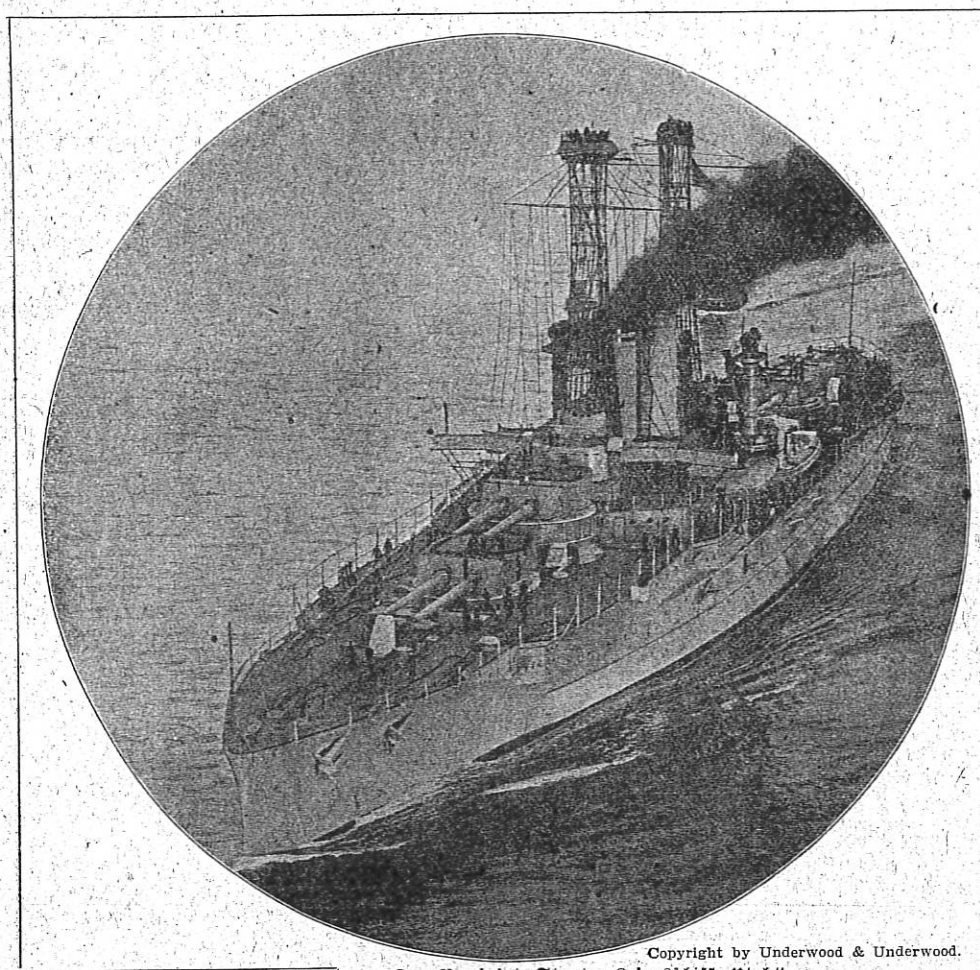
Inzwischen hatte der Präsident insofern einen Mißerfolg in seiner auswärtigen Politik zu verzeichnen, als die anderen neutralen Länder sich ihm nicht anschlossen. Er hatte sie alle — ohne übrigens dem Kongreß davon Mitteilung zu machen oder sonstwie seine Absicht bekannt werden zu lassen — aufgefordert, seinem Beispiele zu folgen und die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland abzubrechen, aber sie lehnten das sämtlich ab. Sie schickten allerdings Proteste gegen die Versenkung ihrer Handelsschiffe nach Berlin, aber das geschah natürlich nur, um nachher Ansprüche für Entschädigung erheben zu können. Einem Schritt, der möglicherweise zu offenen Feindseligkeiten mit Deutschland und zu einem Bündnis mit den Alliierten führen konnte, zeigten sie sich ganz entschieden abgeneigt. Die Ver. Staaten blieben also in ihrer Haltung vereinsamt.

Der Präsident suchte nun von dem Kongreß um die Vollmacht nach, das Land auf den immerhin möglichen Krieg vorbereiten zu können. Die verlangten Bewilligungen für die Verstärkung der Armee und der Flotte wurden selbstverständlich, wie sich das gehörte, anstandslos bewilligt. Auf stärkeren Widerstand stieß eine Gesetzvorlage, die dem Präsidenten das Recht verleihen sollte, amerikanische Handelsdampfer mit Geschützen zu versehen, und wie es darin hieß: „Solche weitere Maßnahmen zu treffen, die die Lage notwendig erscheinen ließ." Damit hätte tatsächlich der Kongreß sein Recht, Krieg zu erklären, aufgegeben und es dem Präsidenten übertragen. Seine Vollmacht wäre umso größer und so gut wie unbeschränkt gewesen, da der Kongreß am 4. März sich vertagte und er nun ganz allein machen konnte, was er wollte. Die Forderung, eine Extrasitzung des neuen Kongresses einzuberufen, der eigentlich erst im Dezember zusammentritt, schien dem Präsidenten nicht zu behagen, aber es war klar ersichtlich, daß er nicht so leicht mit seinen Wünschen durchdringen würde. Da machte er einen Brief bekannt, der angeblich von dem deutschen Staatssekretär des Aeußeren, Dr. Zimmermann, an den deutschen Gesandten in Mexiko geschrieben worden war. In diesem Briefe wurde der Gesandte instruiert, die mexikanische Regierung zum Kriege gegen die Ver. Staaten zu bewegen und ihr finanzielle Unterstützung zu der Eroberung von Texas, Arizona und New Mexiko anzubieten, falls es zum Kriege zwischen den Ver. Staaten und Deutschland kommen sollte. Ferner sollte der Gesandte anregen, daß Mexiko ein Bündnis zwischen Deutschland und Japan vermittele. Wie dieser Brief in die Hände der amerikanischen Regierung gelangte und ob er wirklich echt ist, ließ sich noch nicht feststellen, aber die deutsche Regierung gab offen zu, daß sie darauf vorbereitet war, daß die Ver. Staaten sich den Alliierten anschließen würden, weil alle Handlungen des Präsidenten darauf hindeuteten, und es deshalb für ihre Pflicht hielt, sich gegen diesen neuen Feind Bundesgenossen zu suchen. Die deutsche Regierung hebt die Tatsache hervor, daß Deutschland den Gesandten in Mexiko nur beauftragt hatte, die dortige Regierung zu gemeinsamem Handeln zu bewegen, wenn die Ver. Staaten den Krieg erklären sollten und erst nachdem sie es getan hätten. Es habe sich somit nicht um einen Angriff auf die Ver. Staaten, sondern um eine reine Verteidigungsmaßregel gehandelt. Zur Zeit, als wir dieses schreiben, ist es völlig ungewiß, welche Folgen dieser bedauernswerte Schachzug Deutschlands für das Verhältnis zwischen Deutschland und Amerika haben wird.

Die Abstimmung im Senat über die Vorlage, die den Präsidenten ermächtigen sollte, Handelsschiffe zu bewaffnen und die deutschen Tauchboote zu bekämpfen, ist vorläufig durch parlamentarische Verschleppung in den letzten Stunden des soeben vertagten Congresses vereitelt worden, doch ist dies nur eine vorübergehende Wirkung.

Der Unterseeboot-Krieg.

Im ersten Monate des von den Zentralmächten wieder aufgenommenen Tauchboot-Krieges sind bereits große Resultate erzielt worden, trotzdem die Operationen noch nicht mit aller Strenge durchgeführt wurden. Wie bekannt, sollten alle Fahrzeuge, die innerhalb von zwanzig Meilen von den feindlichen Küsten angetroffen wurden, versenkt werden. Für die Fahrt nach neutralen Häfen wurden bestimmte Fahrstraßen freigelassen und außerdem sollte wöchentlich einem amerikanischen Passagierdampfer gestattet werden, nach England zu fahren. Ferner wurden Schiffe geschont, die keine Kontrabande führten und vor dem 1. Februar den Hafen verlassen hatten. Diese Ausnahmen wurden dann noch eine Weile ausgedehnt, um die Neutralen vor Verlusten zu schützen, so gut das ging. Trotz alledem läßt sich wohl annehmen, daß schon im ersten Monat die Zahl der Schiffe, die nach Ansicht der deutschen Admiralität versenkt werden müssen, um England auf die Knie zu zwingen, erreicht, wenn nicht überschritten worden ist. Es hieß, es müßten monatlich eine Million Tonnen vernichtet werden, und die Alliierten selbst gestehen, daß die Beute ungefähr eine halbe Million Tonnen beträgt. Da nun bereits bewiesen ist, daß die Engländer den Verlust von vielen Schiffen nicht melden, besonders nicht den von Hülfskreuzern und Transportdampfern, so kann man ruhig annehmen, daß die erwarteten Leistungen der Tauchboote übertroffen worden sind. Unter den versenkten Dampfern befinden sich nach deutschen Meldungen, die noch lange nicht vollständig sind, weil man



Copyright by Underwood & Underwood.

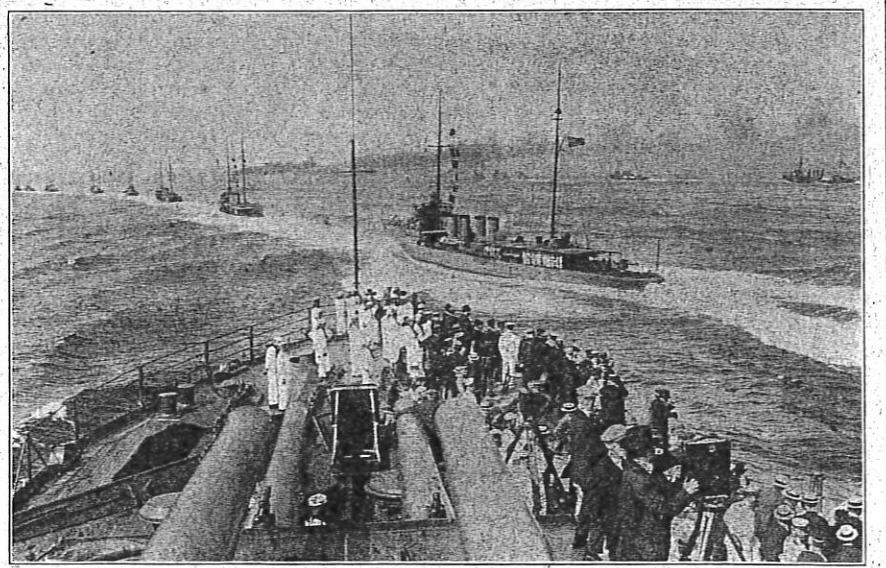
Das Vereinigte Staaten Kriegsschiff „Utah"

die Heimkehr der Tauchboote abwarten muß, vier Hülfskreuzer und mindestens zwei große Transportdampfer, ohne was im Mittelmeer versenkt worden ist. Die wichtigsten Fahrzeuge sind der White Star Dampfer „Afric" und der Cunard-Dampfer „Laconia", dessen Untergang zu neuen Verwickelungen zu führen drohte, weil dabei zwei Amerikanerinnen umkamen. Weshalb sie sich auf einem englischen Dampfer, der mit Munition beladen war, eingeschifft hatten, statt einen amerikanischen zu benutzen, ist nicht bekannt. Die deutsche Regierung stellt sich auf den Standpunkt, daß die Forderung der amerikanischen Regierung, alle Dampfer müßten gewarnt werden, damit erfüllt sei, daß der ganzen Welt mitgeteilt wurde, alle in dem Sperrgebiet angetroffenen Schiffe würden ohne Gnade torpediert werden. Ganz abgesehen davon, betrachtet sie die „Laconia" als einen Hülfskreuzer, weil sie lange im Dienste der englischen Admiralität gestanden hat und auch bei dieser Fahrt Kriegsmaterial für die britische Regierung an Bord hatte, und weil sie außerdem Kanonen und Artilleristen zur Bekämpfung der Tauchboote mit sich führte.

Das beste Anzeichen für die Wirksamkeit des Unterseekrieges bildet eine Rede, die der britische Premier David Lloyd George im Unterhaus gehalten hat. Er gestand darin zu, daß England einer Krisis nahe sei, wenn es nicht Mittel finden könne, um die Tauchboote unschädlich zu machen. Der Vorrat an Lebensmitteln sei gering und könne nur noch wenige Wochen genügen, außerdem aber werde die Anfertigung von Waffen und Munition gehindert, wenn man nicht Ferromangan importieren könne, das es in England nicht giebt; dafür müsse zu allererst gesorgt werden, denn das sei zur Fortsetzung des Krieges wichtiger als Nahrungsmittel, von denen viele entbehrt werden könnten. In Wirklichkeit geht man in England schon mit dem Gedanken um, die Verteilung der Nahrungsmittel genau so zu regeln, wie es in Deutschland geschieht, die Preise sind ungeheuer gestiegen und die Not wird immer größer.

Während der letzten Wintermonate sind keine militärischen Unternehmungen von großer Bedeutung ausgeführt

(Schluß auf Seite 14)



Copyright by Underwood & Underwood.

Revue amerikanischer Torpedoboote vom Kriegsschiff Wyoming aus

Plauderei mit unseren Leserinnen

Halt an deinen Kinderträumen
Und wahre dir den Kindersinn,
Wenn auch die Jahre dir nicht säumen,
Des Herzens Lenz wird nie entfliehn.

Ohorn.

Die Erde wird in jedem Frühjahr wieder jung, nachdem sie ihren Winterschlaf vollendet hat. Wenn sie dann an die Arbeit geht, so geschieht das mit der alten Kraft und keine Erschlaffung ist sichtbar. Hier und dort weigert sich wohl die Scholle, unausgesetzt dasselbe zu leisten, aber daran ist dann der Mensch schuld, der unbedacht oder aus schnöder Gewinnsucht sie zu sehr ausgenutzt hat. Dann braucht sie Stärkung oder Ruhe und leistet ebensoviel wie früher, wenn sie dies erhalten hat. Wo sie sich selber überlassen ist, bleibt sie ewig jung.

Wir Menschen sind nicht so glücklich. Wir werden älter und schwächer, nachdem wir den Gipfelpunkt unserer Kraft und Leistungsfähigkeit überschritten haben. Bei dem Einen kommt es eher, bei dem Anderen später, aber keiner entgeht seinem Geschick. Gern wird niemand alt und manche erfinden es gar schmerzlich, wenn sich die ersten Anzeichen der Gebrechlichkeit einstellen oder auch nur die Fältchen im Antlitz sichtbar werden. Es kommt auch dabei viel auf den Charakter, oder, wie wir es nennen, das Temperament der Menschen an. Wer ruhig und an Selbstzucht gewöhnt ist, tritt gefaßt und würdig in das Alter und richtet seine Lebensweise demgemäß ein; wer ungeduldig ist und den Genuß liebt, wird schwer betroffen, nicht allein, weil er auf soviel verzichten muß, das ihm unentbehrlich geworden ist, sondern auch, weil er sich immer fürchtet, daß die Menschen ihm das Alter anmerken und ihn nicht mehr als ganz voll rechnen. Man wirft den Frauen vor, daß keine von ihnen alt sein will und fast alle die größten Anstrengungen machen, um jung zu scheinen, oder wenigstens nicht ganz so alt, wie sie wirklich sind; es giebt aber auch viele Männer, denen es ebenso geht, und wenn wirklich die Frauen in dieser Beziehung schwächer sind, so darf man ihnen sicherlich daraus keinen Vorwurf machen, denn sie tun dann nur, was die Männer wünschen.

Freilich müssen wir unsere Lebensregeln etwas abändern, wenn wir älter werden. Wir müssen etwas zurückhaltender werden und dürfen uns nicht verleiten lassen, durch lebhaftes Auftreten den Eindruck erwecken zu wollen, daß wir eigentlich viel jünger sind, als wirklich der Fall ist. Dadurch verraten wir das Alter erst recht. Und dann giebt es etwas, was wir von den Amerikanern lernen können. Das Alter erzeugt das Bedürfnis erhöhter Bequemlichkeit und es kommt gar zu oft vor, daß Menschen, namentlich Männer, wenn sie in die Jahre kommen, wo nicht nur Anstrengungen, sondern jede Tätigkeit überhaupt lästig wird, sich in Bezug auf das Aeußere, den Anzug, gehen lassen. Ein deutscher, sehr weit gereister Schriftsteller, schrieb einmal in einem Buche über Amerika, es gäbe in keinem Lande der Welt so viele schöne alte Männer und Frauen wie hier. Das mag übertrieben sein, aber es ist etwas Wahres daran und der Eindruck mag erweckt worden sein, weil der gut erzogene Amerikaner, der ja überhaupt auf seine Kleidung mehr achtet als der Deutsche, im Alter doppelt sorgfältig in dieser Beziehung wird. Nichts ist häßlicher, als wenn bejahrte Menschen sich jugendlich kleiden, aber nichts ist schöner auf der andern Seite, als wenn alte Leute einfach, aber mit Sorgfalt angezogen sind und nicht einzig und allein daran denken, es recht bequem zu haben, ohne Rücksicht auf den Eindruck, den sie machen, denn dann werden sie gleich salopp und verlieren alle Würde. Diesen Fehler müssen wir vermeiden.

* * *

Wenn aber auch der Körper alt wird, der Geist kann noch lange jung bleiben. Um das zu erreichen, muß man freilich schon in früher Jugend beginnen. Der Mensch soll sich bemühen, kindlich zu bleiben, ohne kindisch zu werden. Den Unterschied zwischen diesen beiden Begriffen kennen wir wohl alle und er braucht nicht weiter erklärt zu werden. Es muß jedoch mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß wir einen großen Fehler machen, wenn wir allzu würdig und gesetzt zu sein wünschen und uns fortwährend davor fürchten, für kindlich gehalten zu werden. Der Philosoph Schopenhauer sagt: „Jedes Kind ist gewissermaßen ein Genie und jedes Genie ist gewissermaßen ein Kind", und er erzählt, daß viele Menschen von Goethe tadelnd sagten, er wäre ewig ein großes Kind gewesen, wozu er dann bemerkt: „Gewiß haben sie es mit Recht gesagt, nur nicht mit Recht getadelt".

Nun ist ja nicht jeder von uns ein Genie, und braucht deshalb auch kein großes Kind zu sein. Und wenn derselbe Schopenhauer fortfährt: „Wer nicht zeitlebens gewissermaßen ein großes Kind bleibt, sondern ein ernsthafter, nüchterner, durchweg gesetzter und vernünftiger Mann wird, kann ein sehr nützlicher und tüchtiger Bürger dieser Welt sein, nur nimmermehr ein Genie". Also giebt es für die, die keine großen Kinder bleiben können und wollen, immerhin den Trost, daß sie tüchtige Menschen sein können, und es wird wohl sehr viele geben, die das vorziehen. Man könnte auch einwerfen, daß große Genies keine guten Redner oder Geschäftsmenschen sind und deshalb Kinder bleiben, während andere, die sich durch ihre Arbeit ernähren müssen, sich diesen Luxus nicht gestatten dürfen, aber das wäre auch nicht richtig. Leichtsinn und Genie gehören keineswegs zusammen, wie man so häufig behauptet, vielmehr giebt es sehr viele durchaus praktisch denkende und handelnde Genies, und daß es auf der andern Seite recht viele leidlich dumme Menschen giebt, die sehr leichtsinnig sind und es aus diesem Grunde zu nichts bringen können, braucht kaum gesagt zu werden. Hier kommt eben wieder das Temperament ins Spiel und keineswegs die geistige Begabung.

* * *

Nun sind wir etwas von unserem eigentlichen Thema abgekommen, nämlich von der Tatsache, daß sich der Mensch geistig jung erhalten soll, solange er irgend kann. Und dazu gehört, daß er sich einen gewissen Teil von Kindlichkeit bewahrt, worunter wir einen gesunden Humor, die Fähigkeit sich auch über kleine Dinge zu freuen und ganz besonders das Verständnis für die Jugend und ihre Anschauungen zusammenfassen. Nichts macht den Menschen schneller alt, als die Abschließung von der Jugend und das Bestreben, anders als sie zu sein. Sowie wir uns über die Jugend erhaben fühlen und uns bemühen, eine gewisse Würde an den Tag zu legen, die uns von ihr unterscheidet, machen wir den ersten Schritt ins Greisenalter. Wir versündigen uns dadurch schwer an uns selbst, denn wir können nur jung bleiben, wenn wir unablässig neue Jugendkraft aus dem, was jünger ist, als wir selbst, schöpfen.

Folgen wir dem Beispiel, das uns das deutsche Volk gegeben hat und bleiben wir nicht dort stehen, wo wir waren, als wir das Vaterland verließen. So unzählig viele Deutsch-Amerikaner begehen den schweren Irrtum, sich der Entwicklung, die drüben eingetreten ist, zu verschließen. Man darf ihnen nicht einmal einen Vorwurf daraus machen, denn für die überwältigende Mehrzahl ist es ja unmöglich, eine enge geistige Verbindung aufrecht zu erhalten und sich an dem Fortschritt zu beteiligen. Wir müssen uns von dem Gedanken befreien, daß alles das gut ist, was bestand, als wir in der Heimat lebten. Es ist vieles, unendlich vieles, anders geworden und namentlich ist die Scheidewand zwischen den Erwachsenen und der Jugend niedergerissen worden, die einst vorhanden war.

Noch vor wenigen Jahrzehnten war im deutschen Vaterlande wenig richtige geistige Gemeinschaft zwischen Erwachsenen und Kindern. Eltern und Lehrer waren Erzieher und Richter der Jugend, mehr oder weniger gütig, aber immer

über sie erhaben, und vor allem sahen sie streng darauf, daß ihre Würde nicht verletzt wurde. So ein rechtes Vertiefen in die Denkweise der Jugend, eine liebevolle Anerkennung ihrer Rechte und ein volles Verständnis für ihre Wünsche waren nicht vorhanden. Das erzeugte eine gewisse Steifheit und andere Eigenschaften, die es dem Deutschen schwer gemacht haben, sich in der Umwelt Freunde zu erwerben. Die Folgen sind jetzt noch sichtbar. Jetzt ist das ganz anders geworden. In den deutschen Schulen und Erziehungsanstalten herrscht ein frischerer Ton und die Befürchtung und beinahe Angst, für jugendlich und unreif gehalten zu werden, ist geschwunden. Daraus hat nicht allein die Jugend Nutzen gezogen, sondern das ganze Volk, indem es frischer geworden ist und die allzu schroff betonte Würde beiseite gelegt hat.

Wir brauchen nicht in das andere Extrem zu verfallen und uns von den Kindern beherrschen zu lassen, aber wir können uns dazu entschließen, sie nicht als untergeordnete Wesen zu betrachten, die sich einfach in allen Dingen nach uns richten müssen und überhaupt keine eigenen Gedanken haben dürfen. Wir werden selbst am meisten gewinnen, wenn wir in Herz und Seele mit der Jugend eins werden und nicht ihre Meister, sondern ihre Vertrauten sein wollen. Denn wir können neue Kraft und Geistesfrische im Alter nur aus der innigsten Berührung mit der Jugend schöpfen und müssen diese mit heißer Begier suchen, um uns selbst zu helfen und uns ein heiteres Lebensende zu sichern.

Frühling

Erzählung von Jobst von Düren

(Schluß von Seite 6)

Bruder gesehen, bis zu jenem Tage, an dem er diese sonderbare Frage getan, und sie ihn ausgelacht hatte. Nun wußte sie, wie sie ihn gekränkt. Wie gern hätte sie jetzt ihre Aeußerung zurückgenommen, denn sie fühlte, daß ein Leben ohne ihn für sie dunkel und leer war. Aber sein kühles, zurückhaltendes Wesen bewies ihr, daß sie ihn tief verletzt hatte und daß es sein Stolz ihm verbieten würde, noch einmal zu fragen.

Gerda konnte es im Zimmer nicht mehr ertragen. Sie legte hastig ihre Arbeit fort und, Kopfschmerzen vorschützend, entfernte sie sich mit einer hastig gestammelten Entschuldigung und ging in ihr Stübchen. Doch litt es sie auch dort nicht, und schnell nahm sie Hut und Mantel, um ins Freie zukommen. Es war ein schwüler Tag. Ihr Schritt wurde immer langsamer, als sie sich fern der Stadt wußte, und sie bog langsam in eine Kastanienallee ein. Hier glaubte sie sich endlich allein und sicher vor beobachtenden Augen. Hier überließ sie sich vollständig ihrem Schmerz. Ihr erregtes Hirn zauberte ihr sonderbare Bilder vor die Seele. Sie sah Robert von Emma zärtlich Abschied nehmen, sah ihn fortgehen, ohne daß er ihr ein freundliches Wort zugerufen, und malte sich die Zukunft trübe aus in dem Gedanken, daß er nun immer fern sein würde. Wohin er nur gehen mochte? Ob in ein fernes Land? Er hatte schon als Knabe heiße Sehnsucht, ferne Erdteile zu sehen. Sie sah ihn in Gefahr, krank, elend, hilflos, allein, und aufschluchzend sank sie auf eine Bank, die, umschattet von Bäumen, etwas abseits des Weges stand. Sie vergrub ihr Gesicht in die Hände und schluchzte leise. Sie ahnte nicht, daß Robert sie von Hause weggehen gesehen hatte und ihr gefolgt war. An ihrem raschen Gange, an ihren Bewegungen hatte er ihre Erregung bemerkt, und ein glückliches Lächeln überflog sein ernstes Gesicht. Als er sie nun schluchzend auf der Bank sitzend sah, flüsterte er leise vor sich hin: „Frühlingsregen!"

Vorsichtig trat er heran. „Guten Abend, Gerda!", sprach er leise.

Beim Klang seiner Stimme sprang sie hastig auf. „Du — wie kommst du hierher?"

„War eben bei Lindens Abschied nehmen, ein Telegramm ruft mich schon morgen nach B. Ich schließe mich als Arzt einer wissenschaftlichen Expedition in das Innere Afrikas an!"

Blaß, mit angstvoll großen Augen starrte sie ihn an. „In — das — Innere — Afrikas?", stammelte sie erschrocken. „Und — schon — morgen? Und — die Eltern — was sagen die Eltern? Und wann kommst du heim?"

„Heim? — Wohl lange nicht. Vielleicht nie! Ich habe Lust, die Ursachen des gelben Fiebers wissenschaftlich zu erforschen, vielleicht gerät man in Ansteckungsgefahr — und dann —"

„Und dann," wiederholte sie mit rauher Stimme und faßte seine Hand.

„Nun, was dann folgt, kannst du dir ja klarmachen."

„Nein, Robert," schrie sie plötzlich auf, „du darfst, du sollst nicht fort!"

„Sei kein Kind, Gerda — und dann wirst du mich ja auch schnell vergessen. Es ist nur der Augenblick, der dich —"

„Nein, nein," unterbrach sie ihn, „ich kann es nicht ertragen — oder nimm mich mit! Du sagtest ja, ich sollte dein Kamerad fürs Leben sein."

„Und du hast mich ausgelacht."

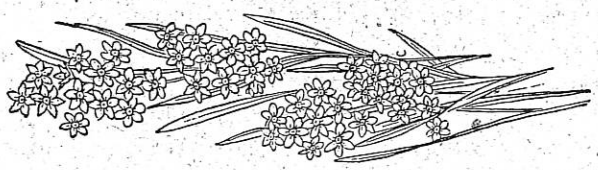
„Ach, verzeih' mir die Dummheit, die Albernheit" — und plötzlich legte sie ihre Hände fest auf seine Schultern und näherte ihr tränenfeuchtes Gesicht dem seinen; „verzeih," flüsterte sie leise, — „ich — ich — —."

Seine Lippen, die sich fest auf die ihren preßten, erstickten die letzten Worte. Sein Arm umfaßte sie. „Und du kommst mit!" rief er jubelnd.

„Wohin du auch gehst!" —

Eng umschlungen traten sie langsam den Heimweg an. Die Dämmerung des Frühlingstages breitete ihre ersten Schatten über den lauschigen Pfad. Langsam rieselte ein feiner Regen hernieder. Sie achteten seiner nicht. Doch immer stärker begann es zu rauschen, und die feuchten Tropfen kühlten die heißen, glühenden Wangen der beiden! —

„Frühling," sagte er leise, „welche Wunder vollbringt er doch!" — —



Ostergruss

Primeln, Tulpen, schneeige Glocken,
Schmücken mein Fenster lieblich und hold,
Hingeweht, wie silb'rige Flocken,
Wolken hoch droben im Sonnengold.
Weidenkätzchen draußen im Hage,
Veilchen erblühen am murmelnden Fluß —
Auf meinen Lippen glückselig trage
Ich einen jubelnden Ostergruß!
Voller Dank, daß dies Fest uns gegeben,
Daß mit unzähligen Stimmen nun spricht
Jauchzend das neu erwachte Leben,
Aus der Erde Schoße es bricht . . .
Ostern, dich grüß ich! Ein helles Klingen,
Glockengeläute zittert durchs Land,
Und meiner Seele wachsen jetzt Schwingen,
Weil ihr aufs neue die Hoffnung erstand.
Ostern, dich grüß ich! In grünender Reihe
Wälder und Fluren, von Blüten umkränzt,
Und in aller Blicken voll Weihe
Frohe und selige Zuversicht glänzt.

Klaus Spielmann.

Illustrierte Chronik der Zeit

(Schluß von Seite 11)

worden. Man hat sich allerorten auf den Kleinkrieg beschränkt, die Fronten gerade gezogen und hier oder dort Stützpunkte zu gewinnen versucht. In der Champagne, in der Nähe von Ripont, haben die Deutschen einen Vorstoß von ziemlicher Bedeutung gemacht, der sie auf beträchtlicher Breite in den Besitz von vier hintereinanderliegenden Linien von französischen Schützenlinien brachte. Weiter westlich, zu beiden Seiten der Ancre, einem nördlichen Nebenfluß der Somme, haben sie mehrere Meilen Terrain geräumt und sind bis auf die unmittelbar westlich von Bapaume liegenden Höhen zurückgegangen. Die Engländer, die ihnen gegenüberstanden, merkten das garnicht, sondern schlugen sich mit den zurückgelassenen Patrouillen und kleinen Abteilungen herum, als ob sie eine Armee zu bekämpfen hätten.

An der Ostfront sind die Russen vor Riga wieder in ihre ursprünglichen Stellungen und zum Teil weiter zurück geworfen worden und haben dabei schwere Verluste erlitten. Weiter südlich sind russische Angriffe abgeschlagen worden und in Ostgalizien haben die verbündeten Truppen wesentliche Vorteile errungen. In den Karpathen sind sie in den Flußtälern erheblich vorwärts gegangen und haben dadurch die Zeit näher gebracht, wo die Mackensen'schen Armeen ihren Vormarsch wieder aufnehmen können, was nicht geschehen konnte, solange der Feind in den Bergen und ihrem linken Flügel saß. Mackensen stand am Sereth und an der unteren Donau und wartete milderes Wetter ab. Inzwischen wurde die in Rumänien gewonnene Beute an Lebensmitteln, Futterstoffen und Petroleum auf der Donau, die von Braila bis Regensburg für die Schiffahrt offen ist, nach Oesterreich-Ungarn und Deutschland gebracht. 400 Dampfer und 2700 Kähne kamen dabei zur Verwendung, woraus man auf den Umfang der dort gefundenen Vorräte schließen kann. Die Armee der Alliierten bei Saloniki hat sich ruhig verhalten und es wird viel davon gesprochen, daß sie im Frühjahr ganz zurückgezogen werden soll. Das wird natürlich davon abhängen, was auf anderen Kriegstheatern geschieht, und namentlich, ob ein erneuter Angriff auf den Suez-Kanal unternommen wird. In diesem Falle würde sie jedenfalls nach Egypten befördert werden, denn sie ist ja bestimmt, die Interessen der Alliierten im Orient zu wahren.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatze hat sich nichts Neues ereignet. Ebensowenig im Kaukasus und in Armenien und Persien. Dagegen haben die Türken in Mesopotamien Kut el Amara geräumt, nachdem sie einer großen englischen Armee, die dort angriff, schwere Verluste beigebracht hatten.

So wurde das Einbrechen des Frühlings erwartet, ohne daß an irgend einem Punkte der langen Schlachtlinien seit dem Herbste eine nennenswerte Veränderung eingetreten wäre, ausgenommen Rumänien natürlich. Umso zahlreicher waren die Gerüchte von den vielfachen Offensiven, die von beiden Seiten mit dem Anbruch besseren Wetters vorgenommen und zur Entscheidung führen sollten, je nachdem die Wünsche der Verbreiter dieser Vermutungen lauteten.

Amerikanische Angelegenheiten.

Auch die Ver. Staaten sind von den Folgen des Krieges nicht verschont geblieben. Während auf der einen Seite die Lieferungen von Kriegsmaterial an die Alliierten vielen Menschen Reichtümer oder wenigstens einen guten Verdienst gebracht haben, sind auf der andern die Preise der Lebensmittel derart gestiegen, daß unzählige Familien in großer Not sind und nicht wissen, wie sie den Hunger stillen sollen. Ein Teil der Presse, der mit den Alliierten durch Dick und Dünn geht, schiebt die Schuld für die hohen Lebensmittelpreise allein auf die schlechten Ernten in anderen Ländern und die Spekulation, jedoch müssen die meisten Zeitungen wohl oder übel zugeben, daß die starke Ausfuhr daran schuld ist. Wir schicken ganz ungeheure Massen von Lebensmitteln nach Europa, um die Heere der Alliierten zu versorgen und den Mangel zu heben, der in England, Frankreich und Italien herrscht. Auch die neutralen Länder können mit ihren eigenen Erzeugnissen nicht auskommen. Natürlich entstehen auch hier, wenn wir soviel wegschicken, Mangel und Preissteigerung. Wie schwer diese bereits zu ertragen sind, namentlich für Menschen, deren Einkommen sich nicht bedeutend vermehrt hat, braucht Hausfrauen nicht erst gesagt zu werden. In New York ereigneten sich bereits Aufläufe, Frauen der ärmeren Schichten hielten Versammlungen und Umzüge ab, versuchten das Rathaus zu stürmen, um den Bürgermeister um Abhülfe zu ersuchen, und widersetzten sich der Polizei, sodaß viele Verhaftungen vorgenommen werden mußten. Wenn auch diese Auftritte zum Teil durch Aufhetzungen entstanden, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Not groß ist und sich in den nächsten Monaten steigern wird. Die Beamten und gesetzgebenden Körper vieler Staaten sind daher beschäftigt, durch geeignete Maßregeln die Not zu beseitigen, was ihnen aber wohl nicht gelingen wird, wenn die Ausfuhr nicht verboten wird, was wieder nicht geschehen darf, weil das den Alliierten schaden würde.

Die amerikanischen Truppen sind nun sämtlich aus Mexiko zurückgezogen worden, obgleich sie Villa nicht nur nicht gefunden haben, sondern dieser wieder bedeutend an Macht gewonnen hat und sich der amerikanischen Grenze nähert. Die Milizregimenter sind alle in die Heimat entlassen worden und reguläre Soldaten haben wieder die Grenzwacht übernommen.

Generalmajor Funston, der Oberbefehlshaber der gegen Mexiko verwendeten Truppen, ist im Alter von 52 Jahren plötzlich gestorben. Er war ein tüchtiger Soldat und eine interessante Persönlichkeit mit einer Laufbahn, wie sie heute nur noch selten vorkommt. Ursprünglich Zeitungsmann, führte ihn seine Lust an Abenteuern nach Mittelamerika, wo er an mehreren Revolutionen teilnahm, und dann nach Cuba, wo er mit den Rebellen focht und unter General Gomez Befehlshaber der Artillerie wurde. Als er in Cuba nicht mehr gebraucht wurde, zog er als Oberst des 20. Kansas Freiwilligen-Regiments nach den Philippinen und leistete, dort, ganz Hervorragendes, sowohl was, persönliche Tapferkeit als auch Truppenführung anbetraf. Er nahm dann durch ein kühnes Wagestück den Rebellenführer Aguinaldo gefangen, was zum Ende des Krieges führte. Zur Belohnung wurde er zum Brigadegeneral ernannt. Später kommandierte er die Expedition nach Vera Cruz, wurde 1914 zum Generalmajor ernannt und Anfang 1916 mit dem Oberkommando über die Expedition nach Mexiko beauftragt. General Funston war etwas unter Mittelgröße und sehr schlank, sodaß man ihm nach seinem Aeußeren seine Schneidigkeit garnicht zutraute. Er war aber ein geborener Soldat, der alle Eigenschaften eines Truppenführers in hohem Maße besaß.

Der Kongreß hat zwei Gesetze erlassen, die von schweren Folgen für einen großen Teil der Bevölkerung begleitet sein werden. Nach mehreren vergeblichen Versuchen ist das Einwanderungsgesetz so abgeändert worden, daß in Zukunft für jeden Einwanderer $8 anstatt $4 Kopfgeld bezahlt werden müssen, und kein Einwanderer darf zugelassen werden, der nicht lesen und schreiben kann. Damit will man verhüten, daß Amerika durch billige Arbeitskräfte überschwemmt wird, wo doch gerade jetzt Arbeiter überall fehlen und kaum zu erwarten ist, daß sie nach dem Kriege in großen Massen hierherströmen werden. Sie werden zuhause genug Arbeit finden und die meisten Regierungen dürften außerdem die Auswanderung bedeutend erschweren.

Das zweite Gesetz verbietet, daß nach Staaten, die den Verkauf geistiger Getränke verboten haben, aus einem anderen Staate solche Flüssigkeiten geschickt werden. Wer also das Glück hat, in einem solchen Staat zu leben, der wird garnichts mehr bekommen können, wenn er nicht die stark mit Alkohol versetzten Patentmedizinen trinken will.

Bilder aus der Geschichte Amerikas

Sezession der Südstaaten und Bombardement von Fort Sumter *

(Fortsetzung)

Die Detektivs, welche das Komplott ausspionierten, gaben sich für Sezessionisten aus. Die Verschwörer wollten sich als angebliche Freunde des Präsidenten unter die Menge mischen, worauf auf ein gegebenes Zeichen ein großer Tumult erhoben werden sollte, während dessen Einige mit Pistolen nach ihm schießen und Andere Hand-Granaten in seinen Wagen werfen sollten. Während der unvermeidlichen Verwirrung hofften die Mörder auf ein Schiff zu entweichen, das in der Rhede auf sie wartete und sie nach Mobile in Alabama bringen sollte, wo sie sicher gewesen wären. General Scott und Senator Seward waren von der Polizei von dieser Gefahr in Kenntnis gesetzt worden und schickten unverzüglich Frederick W. Seward, einen Sohn des Senators, nach Philadelphia, um Lincoln von der Gefahr zu benachrichtigen. Nach einer Beratung mit Freunden hielt man es in dem damaligen aufgeregten Zustande des Landes, wo selbst eine kleine Störung das Land in alle Greuel des Bürgerkrieges stürzen konnte, für ratsam daß Lincoln die Pläne dadurch vereitele, daß er als gewöhnlicher Reisender mit einem früheren Expreßzug abging und Baltimore inkognito passierte. Lincoln erhielt diese Mitteilung in Philadelphia, begab sich aber seinem früheren Reiseplan gemäß nach Harrisburg.

Nach dem öffentlichen Empfang in Harrisburg zog sich der Präsident mit wenigen vertrauten Freunden Abends um sechs Uhr in seine Privatgemächer im Jones House zurück. Da man wußte, daß er von den Anstrengungen des Tages müde war, so war er keinen Störungen ausgesetzt. Sobald es dunkel war, stieg er, von Oberst Lamon begleitet, unbemerkt in eine Mietkutsche und fuhr auf die Pennsylvania-Bahn, wo ein Spezialzug auf ihn wartete. Mittlerweile wurden die Telegraphen-Drähte abgeschnitten, damit die Nachricht von seiner Abreise, falls sie entdeckt oder geargwohnt wurde, nicht abgesandt werden konnte. Der Zug kam Nachts um halb elf Uhr nach Philadelphia. Der Präsident fuhr sogleich durch die Stadt auf den Baltimore-Washington-Bahnhof. Der reguläre Nachtzug, der ein Viertel nach Elf abgeht sollte gerade abfahren. Die Gesellschaft nahm Plätze in einem Schlafwagen und reiste,, ohne die Wagen zu wechseln, direkt durch Baltimore nach Washington, wo sie um halb sieben am Morgen wohlbehalten und unerwartet ankam. Lincoln helt es nicht für nötig, sich zu verkleiden, sondern reiste in seinem gewöhnlichen Reiseanzug.

Repräsentant Washburn von Illinois, der von dem Arrangement privatim benachrichtigt worden war, erwartete den Präsidenten im Bahnhofe. Sie fuhren direkt nach Willards Hotel, wo sie von Senator Seward empfangen wurden. Die aktiven Agenten in diesem infamen Komplott waren den Detektivs natürlich wohl bekannt, doch man hielt es in jener Zeit für rätlich, Alles zu vermeiden, was die bereits so tief erregte allgemeine Stimmung noch mehr aufregen konnte. In solcher Weise zog der erwählte Präsident Samstag früh, am 23. Februar 1861, in Washington ein, und als er bald nach seiner Ankunft dem Präsidenten Buchanan seine Aufwartung machte, wollte dieser kaum seinen Augen trauen, empfing aber seinen Nachfolger mit Freundlichkeit. General Winfield Scott hatte zahlreiche Truppen nach Washington gezogen, um jede Störung von Lincolns Amtsantritt im Keime zu ersticken."

Die Inaugurationsfeierlichkeit fand am Montag, den 4. März 1861, statt und verlief ohne Störung. Ein Augenzeuge berichtet über Lincoln's Erscheinen: „Bald zeigte sich die lange, hagere Gestalt Lincoln's, der sich langsam nach vorn durchdrängte. Mir schien er ganz verändert, teils durch eigene Schuld, teils durch die unverständiger Freunde und ehrgeiziger Schneider. Er hatte sich, wie man sagt, auf Veranlassung einer jungen Dame, einen schuhbürstenartigen Bart stehen lassen, grob, steif und häßlich, und hatte dadurch sein Gesicht, das, obgleich niemals schön, doch von Natur einen eigentümlich pathetischen Ausdruck hatte, ganz verschimpfiert. Dazu hatte er einen nagelneuen Anzug vom Kopf bis zu Füßen, einen schwarzen Frack statt des gewöhnlichen Rockes, eine schwarze Seiden- oder Samtweste, schwarze Hosen und einen neuen Cylinderhut, der eben aus dem Laden gekommen sein mußte. Um das Maß des Neuen voll zu machen, trug er ein ungeheures Ebenholzrohr mit einem goldenen Knopfe, so groß wie ein Hühnerei. In diesem, ihm ungewohnten Aufzuge, sah er so jammervoll verlegen aus, daß er mir leid tat." Vor der Ostfront des Kapitols stehend, mit Kopf und Schulter über seine Umgebung hervorragend, verlas Präsident Lincoln sene Antrittsrede mit weithin vernehmlicher Stimme vor einer ungeheuren Volksmenge, die ihn aufmerksam anhörte und die einzelnen Sätze der Rede mit wiederholtem Jubel begrüßte. „Ich hege weder unmittelbar noch mittelbar", sprach er die Sklavenstaaten an, „die Absicht, mich in die Institutionen der Sklaverei dort, wo sie besteht, zu mischen. Ich habe hierzu meines Erachtens weder ein Recht noch die Neigung". Dann verlas er eine Resolution des demokratischen Konvents, der ihn zum Präsidenten vorgeschlagen hatte, in welcher erklärt wurde: die Rechte der Staaten auf die Leitung und Ordnung der eigentümlichen Instutionen der Einzelstaaten sollen unverletzt aufrecht erhalten werden, wogegen der Einfall mit bewaffneter Macht in irgend einen Staat oder ein Territorium, gleichviel unter was für einem Vorwande, als Hochverrat angesehen werden solle. Er versicherte der Bevölkerung, daß durch die neu ins Leben tretende Verwaltung der Wohlstand, Frieden und die Sicherheit der Parteien in keinerlei Weise gefährdet werden sollte. Er erörterte sodann den politischen Aufbau und Charakter der Republik, wies nach, daß die Union älter sei als die Verfassung, daß sie notwendig dauernd sei, daß keine innere Gewalt in dem Ganzen oder in den Teilen liege, um derselben ein Ziel zu stecken, und daß der Austritt eines Staates ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Von der Annahme ausgehend, daß die Republik noch ungebrochen sei, erkläre er, er werde aus allen seinen Kräften und nach der ihm in der Verfassung auferlegten Verpflichtung dafür Sorge tragen, daß die Gesetze der Union in allen Staaten derselben vollzogen werden. „Dies wird", schloß er, „hoffentlich nicht als eine Drohung, sondern nur als die Absicht der Union angesehen werden, auf verfassungsmäßigem Wege ihren Beistand zu sichern. Hierzu bedarf es keines Blutvergießens und keiner Gewalttätigkeit, und nichts dergleichen soll stattfinden, wenn die Bundesbehörde nicht dazu gezwungen wird." In dieser hochherzigen und wohlwollenden Weise gab Lincoln seinen Entschluß zu erkennen, nach bestem Wissen und Können die Pflichten der obersten Gewalt der Nation zu erfüllen.

Lincoln berief in sein Kabinet den New Yorker William H. Seward als Staatssekretär, Salmon P. Chase aus Ohio als Chef des Finanz-, Simon Cameron aus Pennsylvanien als Chef des Kriegswesens, welch letzterem aber schon am 15. Januar 1862 Edwin M. Stanton folgte, und Gideon Welles aus Connecticut als Chef des Marinewesens,, Caleb Smith aus Indiana als Minister des Innern, Montgomery Blair aus Maryland als Generalpostmeister und Edward Bates aus Missouri als Generalanwalt.

Die wichtigste Aufgabe, die diesen Männern oblag, war, den erschöpften Staatsschatz wieder zu füllen und die Streitkräfte zu prüfen. Es sah damit traurig genug aus. Das Heer zählte kaum 16,000 Mann und war meist auf den Grenzen des Indianergebiets stationiert; die Mehrzahl der

*) Aus Vierhundert Jahre Amerikanischer Geschichte von Dr. G. A. Zimmermann.

Offiziere war aus den Sklavenstaaten gebürtig und schloß sich jetzt, gar oft auch ihre Soldaten zum Treubruch verleitend, den Rebellen an. Die Streitkräfte der Bundesregierung schmolzen hierdurch auf die Hälfte zusammen. Ebenso hatte der verräterische Flottenminister Buchanans, alle 42 seetüchtigen Schiffe der Union bis auf zwei nach entfernten Meeren ausgesandt, und die Flottenoffiziere hatten sich ebenfalls der Konföderation zur Verfügung gestellt. Um das Maß des Unheils voll zu machen, waren die meisten öffentlichen Aemter noch von illoyalen Männern und Verrätern besetzt.

Der Süden dagegen war in viel günstigerer Verfassung. Die Zahl der Forts und Befestigungen in den sezedierenden Staaten betrug dreißig (mit etwa dreitausend schweren Geschützen). Sechzehn derselben befanden sich bereits im Besitze der Aufständischen. Die Zeughäuser der Südstaaten waren überfüllt mit Waffen und Munition, die Arsenale der Nordstaaten aber leer, und wenig hätte gefehlt, so wären auch die zu Pittsburg in Pennsylvanien verwahrten Belagerungsgeschütze zu Schiffe nach Balize oder irgend einem Hafen der Südstaaten gebracht worden. Trotzdem war das Mißverhältnis der natürlichen Kräfte zwischen der alten Union und der neuen Konföderation so groß daß ohne das Eintreten unerwarteter und außerordentlicher Umstände ein für die Konföderierten glücklicher Ausgang des etwa ausbrechenden Krieges kaum eine Wahrscheinlichkeit darbot. Die in der Union verbliebenen Staaten besaßen eine Bevölkerung von achtzehn Millionen, die sieben konföderierten Südstaaten dagegen nur eine Bevölkerung von fünf Millionen, welche überdem noch zur Hälfte aus Sklaven bestand. Dazu kam, daß die Einwohner der Nordstaaten größern Reichtum besaßen als die Bewohner der Südstaaten, daß sie freie und unabhängige Männer waren und also die Lasten eines Krieges länger und leichter ertragen konnten. Dagegen war der Süden auf einen Zusammenstoß mit dem Norden vorbereitet, denn die Notwendigkeit einer Sezession und die mutmaßlichen Folgen derselben waren von den Führern der Sklavenpartei längst in Betracht gezogen worden; sie besaßen ein besseres Soldatenmaterial, denn fast alle weißen Männer waren in dem wildreichen, dünnbevölkerten Süden gute Schützen, durch die Ausübung des Waidwerks an Strapazen und Gefahren gewöhnt. Auch stand den Südstaaten ein größeres Kontingent tüchtiger, wissenschaftlich und praktisch gebildeter Offiziere zur Verfügung, was ebenfalls mit der Eigentümlichkeit der sozialen Institutionen der Südstaaten zusammenhing. Beinahe alle Plantagen im Süden sind nämlich „Majorate", d. h. sie werden bei Todesfall des Besitzers nicht geteilt, sondern bleiben in einer Hand gewöhnlich derjenigen des ältesten Sohnes, vereinigt, der alsdann seine anderen Geschwister mit Geld abfertigt. Die jüngeren Brüder dieser Majoratsherren wendeten sich in der Regel dem Soldatenstande zu, besuchten die Militär-Akademie von West Point und traten als Offiziere in die Armee ein. Der Offiziersstand erfreute sich daher im Süden einer größern Achtung als im Norden, wo neben dem Ackerbau vorzüglich Handel und Industrie die Herrschaft führten und in den bürgerlichen Berufszweigen mehr Geld zu verdienen war, als unter den Waffen.

Solchergestalt war die Lage, als der erste Schuß ertönte und der Krieg begann! Es war in Charleston, Süd-Carolina. Am Eingang des dortigen Hafens, denselben völlig beherrschend, liegt nämlich auf einer kleinen Insel das Fort Sumter, das mit bombensichern Kasematten und reicher Geschützausrüstung versehen war. Zur Zeit der Sezession war es ohne Besatzung; allein an einem Dezembertag 1860 ruderte Major Anderson, der auf dem naheliegenden Fort Moultrie befehligte mit 100 Mann bei Nacht und Nebel nach dem Fort Sumter, um dieses wichtige Bollwerk für die Regierung der Union zu retten. Er hatte indeß weder ausreichende Munition noch Verpflegung, und so wandte er sich an Lincoln um Hülfe. Dieser sandte den umsichtigen Chef des Marinedepartements G. Fox, nach dem Hafen von Charleston, um über die Lage des Forts sichere Kunde zu bringen. Fox vernahm, daß Major Andersons Vorräte noch bis zum 12. April ausreichten. Es wurde infolgedessen zwischen beiden Männern verabredet, daß, wenn bis zu diesem Tage keine Verstärkungen und Vorräte eingetroffen seien, Anderson dann das Fort übergeben solle. Lincoln hatte sich mittlerweile dem Rate der Minderheit seines Kabinets, Fort Sumter preiszugeben, um die Feindseligkeiten nicht zu beschleunigen, gefügt; und sogar dem damals tagenden Staatskonvent Virginiens durch einen angeblichen jener Körperschaft angehörenden Unionisten den Vorschlag machen lassen: die sofortige Räumung von Fort Sumter zu befehlen, sobald der virginische Konvent, anstatt durch Fortführung seiner Verhandlungen die Regierung zu bedrohen, sich vertagen wolle. Statt die angebotene Friedenshand zu ergreifen, verlangte der virginische Konvent, die Vereinigten Staaten sollten außer sofortiger Räumung der Forts Sumter und Pickens die Verpflichtung eingehen, künftig keinen Versuch mehr zur Erhebung von Zollgefällen in den Häfen der Südstaaten zu machen. Diese direkte Aufforderung, die südstaatliche Konföderation als unabhängige Nation anzuerkennen, veranlaßte Lincoln zu dem Befehl, ohne Säumen eine Expedition unter Fox' Leitung mit Lebensmitteln und Truppen nach Fort Sumter zu senden. Am 9. April ging Fox mit einem Geschwader von acht Fahrzeugen unter Segel, gelangte aber infolge heftigen Sturmes nur mit drei derselben in die Nähe der Bucht von Charleston.

Inzwischen hatten aber die Rebellen die darbende Garnison zur Uebergabe gezwungen, nachdem sie das Fort bombardiert hatten. Die Vorgänge dabei werden also geschildert:

„Das Feuer wurde vom Fort Moultrie, von der eisengepanzerten schwimmenden Batterie und von schweren Batterien auf Mount Pleasant und Cummings' Point fast zugleich eröffnet. Ein kleines Geschwader mit Vorräten wurde außerhalb der Rhede gesehen, doch es wäre gewisse Vernichtung der Schiffe gewesen, wenn sie es gewagt hätten, die Forts und Batterien zu passieren, und sie konnten deshalb im Kampfe keinen Beistand gewähren. Zwei Stunden lang ließ die kleine Garnison, sicher in ihren Kasematten, das Bombardement zu, ohne zu antworten, während die Vollkugeln ihre Mauern zerbröckelten, und die Bomben auf allen Seiten explodierten. Nachdem das Korps um halb Sieben mit Appetit gefrühstückt hatte, wurde es in drei Ablösungen eingeteilt, und die erste Ablösung unter Kapitän Doubleday und Lieutenant Snyder vom Genie-Korps eröffneten das Gegenfeuer. Die Batterien ringsum ergossen einen solchen Sturm von Bomben auf das Parapet, daß Niemand sich dort halten konnte, weshalb besonders die Kanonen in den Kasematten gebraucht wurden. Es giebt vielleicht keine ermüdendere Arbeit als die Bedienung schwerer Kanonen. Die Garnison, durch Monate lange Belagerung geschwächt, mit spärlichen Proviant-Vorräten versehen, — sie hatte an dem nämlichen Morgen ihren letzten Zwieback verzehrt, — war in einem bedauernswerten Zustande, um gegen ein Heer von 10,000 Mann zu kämpfen, die hinter den stärksten Wällen standen, welche die neue Wissenschaft errichten konnte. Auch standen weniger als hundert Mann zehntausend gegenüber.

Obwohl Major Anderson wußte, daß das Fort fallen müsse, so war er doch zu heroischem Widerstande entschlossen, während er zugleich für seine Leute aufs Beste sorgte. Ein Posten stand fortwährend auf der Wache, der bei jedem feindlichen Schusse „Kugel" oder „Bombe" rief, so daß die Leute sich leicht dagegen schützen konnten. Es ist für den, welcher den Krieg nicht kennt, schwer, sich die Kraft der Wurfgeschosse vorzustellen, welche die moderne Wissenschaft konstruierte. Solide Ziegelwälle wurden zu Pulver zerbröckelt. Tausend Pfund schwere Kanonen wurden durch die Explosion der Bomben von ihren Lafetten gestürzt. Rotglühende Kugeln und platzende Bomben setzten bald die hölzernen Barracken der Soldaten in Feuer, und beinahe das ganze Innere des Forts glühte wie ein Schmelzofen. Sechs-

unddreißig Stunden lang, den ganzen Tag und die ganze Nacht, dauerte dieses furchtbare Bombardement mit geringer Unterbrechung von Freitag früh bis Samstag Abend fort. Die Garnison in Sumter wurde bald so erschöpft, daß sie blos schwach erwidern konnte. Ein Augenzeuge schildert die Szene im Fort folgendermaßen:

‚Das Feuer umringte uns von allen Seiten. Aus Furcht, die Mauern möchten bersten, und die Bomben sie durchbohren und zusammenstürzen, fingen wir an, das Pulver aus dem Magazin zu holen, ehe das Feuer es ganz umhüllt hatte. Wir holten 96 Fässer Pulver heraus und warfen sie in die See; 200 Fässer blieben darin. Da es uns an Patronen fehlte, so ließen wir fünf Mann innerhalb des Magazins, welche sie machten, und gaben dazu unsere Hemden, Leintücher, Decken und alles brauchbare Material her, das im Fort war. Als wir schließlich genötigt wurden, das Magazin zu schließen, und unser Material für Patronen erschöpft war, waren wir von allen Mitteln entblößt, den Kampf fortzusetzen. Wir hatten sechsunddreißig Stunden vorher unsern letzten Zwieback gegessen. Von dem dichten schwarzgelben Rauch des brennenden Gebäudes wurden wir beinahe erstickt. Viele der Leute lagen mit feuchten Tüchern über Mund und Augen luftschnappend auf dem Boden ausgestreckt. Es war ein Moment dringender Gefahr. Wenn sich nicht ein Wirbelwind erhoben hätte, wären wir wahrscheinlich Alle erstickt. Das Einbrechen der Kugeln, das Platzen der Bomben, das Einstürzen der Mauern und das Tosen der Flammen machte das Fort zur Hölle. Trotzdem unterhielten wir ein unausgesetztes Feuer.‘

Dies war die Lage der Dinge, als gegen Sonnenuntergang ein kleines Boot mit weißer Flagge plötzlich an einer der Oeffnungen erschien und Major Wigfall, früher Bundessenator von Texas und einer der eifrigsten und hervorragendsten Sezessionisten, die Erlaubnis erhielt durch die Oeffnung hereinzukriechen. Das Fort stand in Feuer, die Garnison war gänzlich erschöpft und noch wehte das zerfetzte Sternenbanner stolz und trotzig auf den Ruinen. Nach einer Konferenz und nachdem noch eine andere Abgeordnetenschaft angekommen war, kam man überein, daß die Garnison das Fort übergeben solle und bei ihrem Rückzuge nach Muße und in ihrer Weise ihr sämtliches individuelles Eigentum, das der Garnison, ihre Seitengewehre und ihre zerschossene Fahne mitnehmen dürfe, die sie, ehe sie herabgelassen wurde, mit hundert Schüssen salutieren sollte.

Der Kampf war nun zum Ende. Das Feuer war, nachdem alles Brennbare zerstört, bald erloschen und die ermüdeten Leute hatten eine so ruhige Nacht, wie sie unter den Ruinen, von denen sie umgeben waren, möglich war. Sonntag früh um halb 10 Uhr begann die Räumung. Der Kanonendonner hallte durch die Bai, als die heroische unbezwingliche Schaar die Flagge begrüßte, während sie an der Stange herabgelassen wurde; dann marschierte sie, während die Musik „Yankee doodle“ und „Hail Columbia“ spielte, und das Sternenbanner über ihnen wehte aus dem Haupttore und bestieg das Transportschiff Isabel, welches sie auf die außerhalb der Rhede liegende Baltic brachte, die sie im Triumph nach New York fuhr.“

In Charlesten wie in allen Südstaaten herrschte natürlich lauter Jubel; man läutete die Glocken und feuerte Freudenschüsse ab. Eine festlich gekleidete Menge durchwogte die Straßen der Stadt, und der Gouverneur des Staates hielt am Abend eine Anrede an das Volk, in der er seine Freude darüber ausdrückte, daß die Yankeefahne gedemütigt worden sei. , Durch den Norden aber ging es wie ein elektrischer Schlag! Die Sklavenhalter im Süden hatten so lange mit Blut und Ruin gedroht, daß der Norden ihre Drohungen fast nicht mehr beachtete. Im ganzen Norden war kaum ein Mann zu finden, welcher daran dachte, daß die südlichen Rebellen es wagen würden, den Bürgerkrieg zu beginnen. Das Bombardement von Sumter erregte daher allgemeines Erstaunen und Unwillen. Als die Nachrichten von der Beschimpfung der Nationalflagge, von dem Kampfe und der Eroberung des Forts durch die Rebellen über die Drähte blitzten durchdrang eine Aufregung, welche in der Weltgeschichte vielleicht nicht ihres Gleichen hatte, jede Stadt und jedes Dorf, und fast jedes Herz. Alle Partei-Verschiedenheiten schienen vergessen zu sein. Es gab von nun an nur noch zwei Parteien im Lande — die Rebellen mit ihren Anhängern, und die Freunde der Union. Der Krieg war eröffnet!

Kriegsbrot

Skizze von A. Hubenröder

(Schluß von Seite 9)

werden. In ihrer Strickschule hörte ich zuerst das Wort „Kriegsbrot“.

In dem großen Kachelofen, der an der den Fenstern gegenübergelegenen Wand stand, und der von der Küche aus im Winter durch den Puppenjungen geheizt wurde, stand eine dreibeinige Kaffeekanne aus irdenem Geschirr. Und ebenfalls von der Küche aus belegte der Puppenjunge die Röhrenplatte des Ofens mit halb durchgeschnittenen Kartoffeln. Nach einiger Zeit erfüllte ein angenehmer Duft das Zimmer, und zuweilen entstand ein zischendes Geräusch. Wenn im Winter die Uhr vom Rathausturm die vierte Stunde schlug, verließ Jungfer Braun ihren Fensterthron und begab sich an den Kachelofen, den sie ihren besten Freund nannte. Sie saß auf einer kleinen Ofenbank, trank eine Tasse dünnen Kaffee und aß dazu ihr „Kriegsbrot“. So nannte sie diese in der Schale gerösteten Kartoffeln, von denen fleißige Strickerinnen zur Belohnung in seltenen Fällen einen Kosthappen bekamen.

Zu Jungfer Brauns Leckerbissen, mit denen sie den Puppenjungen beglückte, gehörte eine Brotschnitte mit Leinöl und Salz. Wenn der Puppenjunge später ein stattlicher Mann geworden ist, der im deutsch-französischen Kriege tapfer mitgefochten hat, so behauptete er: „Das kommt von Tante Rosinens karger Ernährungsweise.“

Und der Festtagsleckerbissen der guten Jungfer Braun bestand in einem Butterbrot, auf das Zucker gerieben war, nicht gestreut, sondern vorsichtig gerieben.

Anfangs kam mir dies alles ebenso interessant wie lächerlich vor. Dann rührte mich das „arme“ Leben der Jungfer Braun, und dann kam eine Zeit, da ich die Kenntnis von einem Leben, das arm und doch froh war, segnete. Denn froh war Jungfer Brauns Leben, trotz ihrer Unzufriedenheit mit unseres Herrgotts Weltregierung.

Jungfer Brauns Himmelbett stand an der Breitseite des Zimmers. Es hatte bunte Kattungardinen, die, in kunstvolle Falten gelegt, den Betthimmel bildeten. Neben dem Ofen befand sich eine Tapetentüre, die nur als solche entdeckt wurde, weil da, wo die Hand sie durch einen Druck auf einen fast unsichtbaren Glasknopf öffnen mußte, ein dunkler Fleck entstanden war. Diese Türe führte in ein der Küche vorgelagertes „Kabinett“, das vollkommen lichtlos war. Hier schlief der Puppenjunge. Seit ich die Strickschule besuchte, änderte sich meine Ansicht über Theodor, der auf der Straße und beim Spiel stets eine lächerliche Rolle spielte, vollkommen. Theodor war drei Jahre älter als ich, ein schmal aufgeschossener Junge, der immer auf den Zehenspitzen ging, um nicht unangenehm aufzufallen. Er hatte große, dunkle, traurige Augen und stets zwei Sorgenfalten auf der Stirn. Jungfer Braun liebte es nicht, wenn er während des Unterrichts im Zimmer erschien und sich „mausig“ machte.

Ich war kaum eine Woche lang in die Mansarde zur Strickschule hinaufgeklettert, als ich alles, was damit zusammenhing, mit leidenschaftlichem Eifer betrieb. Vor

allen Dingen hatte ich mir vorgenommen, Theodor gegen seine Tante aufzuhetzen.

Hätte Jungfer Braun das geahnt, würde die Vorliebe, die sie mir bewies, wahrscheinlich bald abgekühlt sein.

An einem sonnigen Herbsttage, am 18. Oktober, unternahm Jungfer Braun regelmäßig einen Spaziergang mit ihrer Strickschule nach dem Kaiserstuhl. Dort hatte ein Jugendfreund der guten Jungfer, den längst der Rasen deckte, eine Linde zur Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig gepflanzt. Um das Ansehen ihrer Schule zu wahren, ordnete Jungfer Braun an, daß wir zu diesem Spaziergang unsere Sonntagskleider anlegten und die Sonntagshüte aufsetzten. Unsere Eltern würden das gewiß erlauben, da kein Gewitterregen mehr zu befürchten sei und die Hüte überhaupt bald ausgedient hätten.

Auch sah sie es gern, wenn wir in Botaniertrommeln oder Handkörbchen ein wenig Eßvorrat mitnahmen. Sie selbst zog sich köstlich an, als ob sie zur Kirche ginge. Das türkische Umschlagtuch, den Kapotthut, Filethandschuh und den Sonnenschirm in der Hand, so stand sie vor der Haustür, zählte uns umständlich, ließ uns paarweise antreten, und dann setzte sich der Zug in Bewegung. Theodor ging neben ihr und trug in einem viereckigen Kober aus geflochtenen schwarz-weißen Wachstuchstreifen eine Flasche mit Himbeeressig und einige Rosinenlaibchen, ein Gebäck, in dem drei Rosinen verteilt waren, und das Jungfer Braun nur einmal im Jahr und an diesem Tag kaufte, und von dem sie berichtete, daß in ihrer Jugend der Tag rot im Kalender angestrichen sei, als in den Bäckerläden zuerst nach langem Kriegskummer wieder Rosinenlaibchen gelegen hätten.

Auf diesem Spaziergang, der mich, als ich ihn zum erstenmal mitmachte, fast zur Verzweiflung brachte, lernte ich eine Eigenheit der guten Jungfer kennen, die ich erst als töricht belachte, dann selbst annahm, wie unter einem seltsamen Zwange stehend, und die meinem Leben gewissermaßen Richtschnur und Inhalt gab.

Auf dem Kaiserstuhl angekommen — zum Glück dauerte der Weg kaum eine halbe Stunde —, durften wir uns unter der Linde lagern. Wir verzehrten unsere Vorräte, als hätten wir einen Marsch von Stunden hinter uns, aber mit der Verschwendungssucht leichtlebiger Kinder wohlhabender Eltern, die um Reste und Ueberbleibsel nicht sehr besorgt sind. Ehe wir zu den Spielen antreten durften, die Jungfer Braun programmmäßig spielen ließ, sagte sie: „Sammelt die Brocken."

Ich sah ganz verwundert auf und hatte nicht übel Lust, zu widersprechen. Keinesfalls war ich sehr eifrig, dem Beispiel der andern zu folgen, die mit der guten Jungfer Eigenheiten vertraut waren. Da legte sie freundlich-ernst ihren Arm um meine Schultern und sagte: „Möchtest du nie Zeiten erleben, in denen du dich nach Brot sehnst, um Brot sorgst! Wir bitten doch Gott um unser täglich Brot, und er gibt es uns reichlich; sollen wir die gute Gabe verachten und am Wege liegen lassen, damit sie ein achtloser Fuß zertritt? Legt die Brocken und Bröckchen dort unter die Hecke, da findet sie wohl eine Maus oder ein Vogel. Auch Brocken können Freude bringen."

Als die Sonne den Abendhimmel bunt färbte, gingen wir heim, wieder paarweise, aber singend: „Goldene Abendsonne, wie bist du so schön" und „Willkommen, o seliger Abend" und „O, wie wohl ist mir am Abend, wenn zur Ruh die Glocken läuten."

Es war der guten Jungfer Braun Stolz, daß dieser Kanon tadellos klappte. Ja, sie brachte ihren Schülerinnen nicht nur das Stricken bei — Takt und gute Manieren und Lebensweisheiten waren auch bei ihr zu finden.

Als ich zu Hause am runden Tisch von meinen Erlebnissen erzählte, sagte meine Mutter: „Jungfer Braun gehört noch zu denen, die sich nach jeder Brotrinde bücken." Meine selige Mutter tat es auch, weil sie wußte, wie oft sich viele Menschen bücken müssen, bis das Brot fertig auf dem Tische steht.

Ich weiß nicht, wie es kam — seit diesem Spaziergang nahm ich die Gewohnheit an, jede Brotrinde, die ich auf dem Wege fand, beiseite zu legen. Ich tat es, auch wenn ich in Gesellschaft ging, und lernte dadurch alle Menschen in drei Teile teilen: in solche, die über diese Angewohnheit lachten, in andere, die verlegen wurden und nicht wußten, was sie mit dieser „Narrheit" anfangen sollten, und in solche, die sie billigten. Und auf diese letzteren konnte ich zeit meines Lebens Häuser bauen.

Lange schon hatten wir die gute Jungfer begraben, und lange schon war der „Puppenjunge" ein Lateinlehrer geworden, wozu er sich vortrefflich eignete, und wir Mädchen trugen lange Kleider und tanzten im Kasino — immer noch hob ich die Brotrinden auf.

* * *

Es war wieder ein schöner Herbsttag, der Himmel blau, die Luft klar wie Glas. Die Herbstzeitlosen blühten auf den Wiesen, und die Hagebutten waren korallenrot wie in jedem Jahr, die Schlehen dunkelblau, und die alten Birnbäume an der Landstraße trugen buntgelbe Blätter. Theodor hatte einen Freund als Gast mitgebracht — wir feierten dort hinter den Bergen immer noch den 18. Oktober, obgleich der deutsch-französische Krieg neue Siege gebracht hatte, mit einem Ball. Dazu zogen die Honoratiorentöchter weiße Mullkleider an, wanden sich Kränze aus Perückenkraut und roten Verbenen und träumten von einem altmodischen Glück, in dessen Mittelpunkt eine Hochzeit stand.

Theodors Freund war niemals in einer kleinen Stadt gewesen; es mutete ihn alles wie ein Märchen an: die alten Giebelhäuser, der flinke Bach, der durch alle Gassen lief, die Gastfreundschaft der Bürger, die Traulichkeit ihres Umgangstones.

Theodor und ich hatten von Jungfer Braun gesprochen, der Freund hatte zugehört. Die Tante hatte ihrem Pflegesohn ein kleines Vermögen hinterlassen, das er zu einer „Reise in die weite Welt" benutzen solle, in die weite Welt, die sie nie kennen gelernt hatte, von der ihr Vater so viel erzählt.

„Wie hat sie das nur zuwege gebracht, ein kleines Kapital zusammenzutragen, trotz ihrer geringen Einkünfte?"

Vor meinen Füßen lag eine Brotrinde, achtlos fortgeworfen. Ich bückte mich unwillkürlich, hob sie auf und legte sie auf einen Mauervorsprung. „Dort wird sie nicht zertreten," sagte ich, mein Tun erklärend, zu Theodors Freund.

„Du gibst die Antwort auf meine Frage," rief Theodor erfreut. „Das hat uns Jungfer Braun, meine gute Mutter Rosine, vorgemacht: Verachte nicht das Geringe."

„Wirklich? Das lernten Sie schon als Kind?" fragte Theodors Freund.

Ich erzählte ihm von jenem Nachmittag auf dem Kaiserstuhl.

Er sah mich nachdenklich an und meinte: „Und seit diesem Tage heben Sie jede Brotrinde auf und tragen sie an einen geschützten Ort?"

Ich nickte. Ja, das tat ich. Du liebe Zeit, es war mir zur Gewohnheit geworden!

„Und," setzte ich zögernd hinzu, „es brachte mir fast immer Glück, wenn ich es tat, und es bereitete mir nachträglich Unbehagen, wenn ich es unterließ, mich nach diesen Kleinigkeiten zu bücken."

„Ich glaube," sagte Theodors Freund, „mir bringt diese Ihre Gewohnheit auch Glück."

Als wir uns vor der Haustür meiner Eltern voneinander verabschiedeten, küßte mir Theodors Freund die Hand. Das war mir vorher niemals geschehen. Ich war verwirrt und spürte deutlich, daß dieser Handkuß mehr zum Ausdruck brachte als eine weltmännische Sitte.

Die Unruhe, die mir dieser Handkuß brachte, ist erst gewichen, als nach einigen Tagen Theodors Freund meine Hand und mein Herz begehrte und meinen Mund küssen konnte, weil er mein Herz längst im Sturm genommen hatte.

So brachte mir das Kriegsbrot mein Lebensglück, ein Glück, über das mancher Sturm dahinbrauste, das aber nicht ins Wanken kam, weil sein Grundstein nach ewigen Gesetzen gelegt war.

Die Kriegsbraut

Original-Roman von Hedwig Courths-Mahler

(7. Fortsetzung)

Inhalt der bisher erschienenen Abschnitte

Rose von Lossow, eine verwaiste junge Verwandte der Familie von Falkenried, ist auf Schloß Falkenried das Gnadenbrot. Hasso, der Sohn des Hauses, der als Fliegeroffizier in Berlin steht, ist nach Hause gekommen, um seine Eltern und seine Schwester Rita zu besuchen. Er bemerkt, daß Rose sehr viel im Hause leistet und bestimmt seine Eltern und Schwester, ihre Arbeit mehr anzuerkennen und ihre Stellung im Hause angenehmer zu gestalten. Nach Berlin zurückgekehrt, besucht ihn sein Freund Hans von Azemberg und überredet ihn, einem Empfang bei der Generalin von Schlieben beizuwohnen. Im Verlauf desselben wird Hasso mit Natascha von Kowalsky, einer angeblichen russischen Generalstochter, bekannt, und deren Schönheit macht einen tiefen Eindruck auf ihn. Er sucht ihre Nähe, wird von ihr und ihrer Mutter sehr freundlich aufgenommen, zum Besuch aufgefordert, welcher Einladung er schon am nächsten Morgen Folge leistet. Natascha empfängt ihn allein. Der erste Eindruck wird durch diesen Besuch noch verstärkt. Seine Neigung wächst und wird von Natascha anscheinend erwidert. Hasso reist nach Hause, um von den Eltern die Erlaubnis zur Verlobung mit Natascha zu erbitten. Rose, welche Hasso im Geheimen liebt, ist tiefunglücklich, als sie von seiner bevorstehenden Verlobung hört. Hassos Mutter und Rose begleiten ihn bei seiner Rückkehr nach Berlin, um Natascha kennen zu lernen und Weihnachtseinkäufe zu machen. Hasso erbittet Nataschas Jawort, sie sagt mit halben Worten zu, und weiß sich bei der Gelegenheit Hassos Schlüssel zu seinem Arbeitsspult zu verschaffen, in welchem er eine wichtige Entdeckung zur Vervollkommnung der Flugapparate für den Kriegsfall verwahrt. Sie begibt sich später zu Hassos Wohnung, während dieser mit seiner Mutter auf dem Wege zu der angeblichen Mutter Nataschas ist und Rose Besorgungen macht. Natascha fertigt eine Pause von Hassos Zeichnung an, wird aber vor ihrem Weggange von Rose überrascht, welche zurückkehrt. Die Pause entfällt unbemerkt Natascha als sie forteilt, um Hasso noch in ihrer Wohnung anzutreffen. Auf seinem Schreibtisch findet Hasso die niederschmetternde Mitteilung, daß Natascha verheiratet sei und nur mit ihm gespielt habe. Jetzt wird ihm klar, in welcher Lage er sich befunden. Die Pause wird gefunden und er segnet Rose's Dazwischentreten, dem er es verdankt, daß seine Ehre gerettet bleibt.

Bedanke auch du dich bei Rose, liebe Mama, sie hat deines Sohnes Leben gerettet. Wäre dies Blatt Papier in den Händen Nataschа von Kowalskys dann wäre das Geheimnis meiner Erfindung, für dessen Bewahrung ich meine Ehre verpfändet hatte, an die Russen verraten worden. Ich weiß jetzt, daß Natascha von Kowalsky eine russische Spionin war und ihre Mutter sicher ihre Helfershelferin. Gewiß sind sie unter falschen Namen hier aufgetreten. Sie haben sich mit Absicht an mich herangedrängt, das ist mir nun alles klar, und fast hatten sie ihren Zweck erreicht. Nichts hat mich vor diesen Frauen gewarnt. So felsenfest war mein Vertrauen in Nataschas Reinheit. Ich selbst habe ihr heute vormittag die Schlüssel zu meinem Schreibtisch, die ich sonst nie von mir lasse, ausgehändigt, als sie sie als Pfand von mir forderte, daß ich am Nachmittag bestimmt wiederkommen würde. Und während sie mich in deiner Gesellschaft, in dem Gewahrsam ihrer Mutter sicher wußte, eilte sie hierher, um die Skizze zu kopieren. Sie muß eine sehr sichere Zeichnerin sein. Die Arbeit war nur schwer in einer halben Stunde zu bewältigen. Niemer hat sie natürlich ein Märchen aufgetischt, ihn will ich gar nicht erst weiter verhören. Es darf nicht über die Sache gesprochen werden. Wäre Rose nicht dazwischen gekommen, so wäre der Spionin ihr Plan geglückt — und ich war verloren. Mit Rose hatte sie nicht gerechnet, da sie von ihrer Anwesenheit nichts wußte. Und sicher hatte sie, als sie in die Kießlingsche Pension zurückkehrte, noch nicht bemerkt, daß ihr die Beute wieder entwischt war. Sonst wäre sie nicht so strahlend und sicher gewesen."

Frau von Falkenried umfaßte ihren Sohn.

„Mein Hasso — mein armer Hasso, daß du dein Herz an dieses ehrlose Geschöpf verlieren mußtest!"

Er richtete sich auf und strich sich über die Stirn. Sein Antlitz war jetzt wieder hart und kalt, wie von Stein.

„Daran erinnere mich nie mehr, Mama! Damit werde ich fertig werden. Besser so, als wenn ich auch meine Ehre noch verloren hätte."

„Ach — daran mag ich gar nicht denken, was hätte geschehen können. Mir ist schon genug, was dir geschehen ist. Aber du wirst es verwinden, mein Sohn; dies Geschöpf ist nicht wert, daß du noch einen Gedanken daran verschwendest."

Hasso machte eine hastig abwehrende Bewegung und trat wieder an seinen Schreibtisch. Mit düsterem Gesicht sah er auf die Pause nieder, an der sein Schicksal gehangen hatte.

Nun zog Frau von Falkenried Rose herzlich in ihre Arme und küßte sie zärtlich und dankbar.

„Mein liebes, liebes Kind — ich kann dir nicht sagen, wie innig ich dir danke."

Rose hatte mit bangen Augen in Hassos düsteres, versteinertes Gesicht gesehen. Sie verstand ihn viel besser, als seine Mutter, wußte, wie es jetzt in ihm aussah. Neben dem Schmerz um den Verrat der geliebten Frau an seinem Herzen brannte wohl das Bewußtsein in seiner Seele, daß er durch sein Vertrauen der Spionin gegenüber die nötige Vorsicht außer acht gelassen hatte. Das vergab er sich selbst nicht. Dafür kannte sie ihn zu gut.

Sie atmete tief auf und schüttelte den Kopf.

„Ich verdiene keinen Dank, Tante Helene. Der liebe Gott hat mich nur zu seinem Werkzeug gemacht, um Hasso vor einem verbrecherischen Anschlag zu schützen. Aber ich freue mich unsagbar, daß ich der inneren Stimme nachgab, die mich hindertu, das Papier auszuliefern. Sonst wäre das Unglück, das Hasso betroffen hat, noch viel größer geworden."

Hasso sah mif einem düsteren Ausdruck in ihr blasses Gesicht. Und dann wandte er sich jäh ab und trat an das Telephon heran, das an der Seite seines Schreibtisches befestigt war. Er ließ sich mit der Fremdenpension Kießling verbinden und bat die Frau Major an das Telephon.

„Bitte, Frau Major — sind die Damen Kowalsky zu Hause?"

„Nein, Herr von Falkenried, sie sind auf einige Tage verreist — gleich, nachdem Sie sich mit Ihrer Frau Mutter entfernt hatten."

„So plötzlich?"

„Es war schon heute vormittag geplant, aber die Damen wollten nicht viel Aufhebens davon machen."

„Kennen Sie das Ziel der Reise?"

„Gewiß, die Damen reisten nach ihren russischen Gütern, sind aber in acht bis zehn Tagen schon wieder zurück."

Hasso lachte höhnisch auf.

„So, so! Wissen Sie, welchen Zug die Damen benutzt haben?"

„Den Warschauer Zug, gegen sieben Uhr."

„Danke verbindlichst."

„Bitte sehr, Herr von Falkenried."

Hasso hängte den Hörer hin und sann eine Weile nach. Dann ergriff er ihn abermals und ließ sich mit seinem Gönner und höchsten Vorgesetzten, Exzellenz von Bogendorf verbinden. Als dieser sich nach einer Weile am Apparat meldete, fragte Hasso:

„Exzellenz verzeihen, wenn ich störe, aber ich möchte anfragen, ob ich Exzellenz in einer wichtigen Angelegenheit sofort sprechen kann."

Er bekam den Bescheid, daß er erwartet werde. Aufatmend wandte er sich an Rose und seine Mutter.

„Ich muß euch jetzt eurem Schicksal überlassen. Bitte kehrt ins Hotel zurück und erwartet mich dort. Sollte ich nicht mehr abkommen können, gebe ich euch telephonisch Bescheid. Oder wollt ihr in ein Theater gehen? Dann bitte ich Hans von Azemberg, daß er euch begleitet und treffe euch nach dem Theater."

„Nein, nein, wir sind nicht in der Stimmung, nicht wahr, Rose?" antwortete seine Mutter.

„Gewiß nicht. Wir erwarten dich lieber im Hotel, Hasso."

„Gut! Also bitte kommt, ich bringe euch zu einem Wagen und fahre dann zu meinem Vorgesetzten, um ihm von allem Meldung zu machen."

Erschrocken sahen ihn die beiden Damen an.

„Mußt du das tun, Hasso?" fragte seine Mutter.

„Ja, Mama, eine Verschleierung der Tatsachen verträgt sich nicht mit meiner Ehre."

Seufzend nahm Frau von Falkenried ihren Pelzmantel um. Auch Rose machte sich fertig. Hasso faltete die gepauste Kopie zusammen und steckte sie, samt Nataschas Brief, zu sich. Dann versenkte er die Zeichenplatte wieder und schloß den Schreibtisch sorgfältig ab. Riemer gab er Befehl, an Herrn von Axemberg telephonischen Bescheid zu geben, daß er ihn erst am nächsten Tag mit seinen Damen treffen würde. Und dann schärfte er Riemer ein, niemand mehr in die Wohnung einzulassen, gleichviel, wer es sei.

Er war doch nicht ganz sicher, ob Natascha, falls sie den Verlust der Kopie merkte, nicht noch einen Versuch machen würde, seine Wohnung zu betreten, um nach dem verlorenen Papier zu suchen. Sie konnte ja die Abreise nur vorgegeben haben.

Er brachte Rose und seine Mutter zu einem Auto, bestieg dann selbst ein anderes und fuhr zu Exzellenz von Bogendorf.

Dieser ließ ihn sofort vor.

Hasso trat ihm mit bleichem, aber jetzt wieder ruhigem und entschlossenem Gesicht entgegen.

„Exzellenz verzeihen, wenn ich ohne Umschweife das Wichtigste zuerst vorweg nehme. Ich bitte sofort zu veranlassen, daß die Eurer Exzellenz auch bekannte Frau General von Kowalsky und ihre Tochter, die angeblich den Warschauer Siebenuhrzug benutzt haben, um nach Rußland zu reisen, unterwegs, jedenfalls, ehe sie die Grenze passieren, verhaftet werden."

Exzellenz von Bogendorf, eine hohe, gebietende Erscheinung mit einem klugen, energischen Gesicht, sah ihn betroffen an.

„Aus welchem Grunde, Herr Oberleutnant? Die Damen sind von der russischen Botschaft empfohlen worden und gehören einer vornehmen russischen Aristokratenfamilie an. Was ist Ihnen denn? Irre ich mich nicht, so wurde mir sogar erzählt, daß Sie sich um Fräulein von Kowalsky offensichtlich bewerben?"

„Das alles werde ich Eurer Exzellenz sofort auseinandersetzen. Tatsache ist, daß die beiden Damen, die wahrscheinlich diesen Namen nur fälschlich angenommen hatten, russische Spioninnen und Geheimagentinnen waren. Ich bringe Eurer Exzellenz die Beweise dafür. Doch ehe ich mich darüber verbreite, bitte ich, alles Nötige und Mögliche zu veranlassen, um die Damen festnehmen zu lassen. Möglicherweise sind sie im Besitz von Plänen oder Papieren vom Schauplatz ihrer früheren Tätigkeit, die man nicht nach Rußland gelangen lassen soll."

Exzellenz sah Hasso forschend an.

„Ich kenne Sie als besonnenen, zuverlässigen Menschen, Herr Oberleutnant, und weiß, daß Sie gewichtige Gründe haben müssen, derartiges von mir zu verlangen."

Hassos Stirn hatte sich gerötet, als Exzellenz von seiner Besonnenheit und Zuverlässigkeit sprach. Aber sonst verriet nichts seine Erregung.

Ausführlich erzählte er nun alles, ohne im Geringsten seine Leichtgläubigkeit und unverzeihliche Preisgebung der Schlüssel, die seine Entdeckung verschlossen, zu beschönigen. Schließlich legte er dann noch den Brief Nataschas und die Pause der Zeichnung vor. Seine Exzellenz hatte dem Bericht betroffen und mit der größten Aufmerksamkeit zugehört. Als Hasso nun aber seinen Entschluß durchblicken ließ, er könnte es mit seiner Ehre nicht vereinbaren, noch länger Soldat bleiben zu wollen, nachdem er sich so große Unvorsichtigkeit habe zu schulden kommen lassen, sprach er ihm trotz des Ernstes der Angelegenheit doch begütigend zu und entließ ihn schließlich mit der Bemerkung, sein offenes Bekenntnis spräche so sehr zu seinen Gunsten, daß man weiteres Eingehen in die Sache in Anbetracht der Tatsache, daß der Plan der Spionin mißlungen, nicht für nötig finden würde. Aber trotzdem fühlte Hasso, daß er seine unverantwortliche Unbesonnenheit vor sich selbst nie entschuldigen und verwinden würde können.

* * *

Unterdessen amüsierte sich Rita in Wien bei ihrer Freundin, Josepha von Hohenegg, auf das Köstlichste. Eben saßen die jungen Mädchen im Wohnzimmer des prächtig eingerichteten Hauses und sprachen von der bevorstehenden Ankunft des Bruders von Josepha, der am folgenden Tage erwartet wurde. Dann sprach man auch von einem im Hause verkehrenden Herrn. Rita, welche längst bemerkt, daß dieser ein großer Verehrer der Freundin sei und auch von dieser wohl gelitten, neckte sie damit.

„Daß dir Graf Haßbach gefällt, hab' ich längst bemerkt, Josepha," sagte sie schelmisch.

Josepha schnippte übermütig mit den Fingern.

„Tschaperl — bist doch arg klug! Woraus hast es denn gemerkt?"

„Du singst mit so besonderer Vorliebe ein gewisses Lied," neckte Rita.

Josepha stellte sich unwissend.

„Was denn für ein Lied?"

Rita sprang auf, setzte sich an das Klavier im Nebenzimmer und spielte eine Melodie. Und dann sang sie den Text dazu:

„Mein Schatz ist a Reiter,
A Reiter muß's sein,
Das Roß g'hört dem Kaiser,
Der Reiter ist mein.
Tra la la la la,
Tra la la la la." —

Josepha war hinter sie getreten und zog ihr die Hände vom Klavier.

„Willst du still sein, du Unband, hier wird nicht aus der Schul' geplaudert."

Sie zog Rita lachend, aber mit gerötetem Gesicht wieder hinüber an das Fenster.

„Da, schau her! In zwei Minuten wird Graf Rudi da draußen hoch zu Roß erscheinen und mir eine Fensterparad machen. Das hab ich kontraktlich. Jeden Morgen einen Blumenstrauß, jeden Mittag, wenn es der Dienst erlaubt, eine Fensterparade. Schau — da ist er schon. Gelt — eine fesche Figur macht er mit seinem Gaul? Er reitet, wie ein Gott! Papa sagt, er hat den Teufel im Leib, wenn er auf dem Gaul sitzt."

Rita lachte herzlich.

„Das sind zwei verschiedene Lesarten. Aber jedenfalls paßt ihr um so besser zusammen, Josepha, denn du bist auch eine brillante Reiterin."

„Das Kompliment geb ich dir zurück, Rita. Ich hab in Falkenried oft genug deine Reitkunst bewundern können. Weißt du, wenn mein Rainerbruder hier ist, dann reiten wir drei so oft als möglich zusammen aus. Dabei kannst du dir die Umgegend von Wien anschauen. Ach, mein liebes Wien! Du mußt es lieb gewinnen, Rita! Es ist die schönste Stadt der Welt — schon weil Graf Rudi drinnen lebt. Schau doch — er grüßt herauf, jetzt hat er uns entdeckt. Du — unterstehe dich nicht und mach ihm schöne Augen."

„Ich werde mich hüten, Josepha. Du kratzest sie mir sonst am Ende trotz aller Freundschaft aus."

„Da kannst dich drauf verlassen," antwortete Josepha, und da Graf Haßbach jetzt verschwunden war, umfaßte sie Rita, wirbelte sie im Zimmer herum und lief dann hinüber ans Klavier.

„Mein Schatz ist a Reiter!"

So sang sie jetzt selbst in jauchzender Freude. —

Am andern Tage traf Baron Rainer Hohenegg ein.

Und vom ersten Moment an fanden Rita und der junge Baron großes Wohlgefallen aneinander.

Baron Rainer war ein stattlicher, hübscher Mensch, mit gebräunten, sympathischem Gesicht, klaren, guten Augen und

fröhlichem Wesen, das aber auch einer festen, ernsten Lebensführung nicht abhold war.

Er machte nicht den geringsten Hehl daraus, daß die junge Freundin seiner Schwester ihm ausnehmend gefiel und beschäftigte sich sehr viel mit ihr. Josepha sah mit Vergnügen, daß der Bruder und die Freundin so gut zusammenstimmten, und auch Josephas Eltern sahen sich befriedigt lächelnd an, wenn die beiden jungen Leute einander so herzlich in die Augen blickten.

Sie hatten Rita schnell lieb gewonnen und wären durchaus nicht abgeneigt gewesen, sie als Schwiegertochter aufzunehmen.

Josepha sorgte eifrig dafür, daß es zwischen Rainer und Rita zuweilen ein ungestörtes Alleinsein gab. Sie konnten dann ihre Gedanken austauschen und kamen einander schnell näher. Sehr bald fanden sie beide heraus, daß sie in ihren Ansichten und Meinungen harmonierten, als seien sie für einander geschaffen. Wenn die jungen Herrschaften ausritten, dann gesellte sich oft Graf Haßbach zu ihnen, und dann war es immer ganz selbstverständlich, wenn sie draußen in den Waldungen zwei und zwei reiten mußten, daß Graf Rudi an Josephas Seite und Baron Rainer an Ritas Seite hielten.

Und während draußen die Natur sich immer winterlicher färbte, blühte in den Herzen der vier jungen Menschen ein herrlicher Frühling empor.

In den ersten Tagen des Dezembers hielt Graf Rudi Haßbach in aller Form um die Hand der Baronesse Josepha an, und diese wurde ohne jeden Widerstand seine glückstrahlende Braut.

Baron Rainer hatte dem Freunde und der Schwester herzlich Glück gewünscht und ließ das Brautpaar nun allein. Auch seine Eltern hatten sich lächelnd zurückgezogen, um den jungen, glücklichen Menschen eine ungestörte Aussprache zu gönnen. Baron Rainer suchte mit einem seltsamen Gefühl nach Rita.

Diese saß im Musikzimmer an dem Flügel und spielte einen Chopinschen Walzer. Das verriet Rainer ihren Aufenthalt.

Man hatte Rita scheinbar über dem freudigen Familienereignis vergessen. Als Baron Rainer eintrat, blieb er erst ein Weilchen an der Tür stehen. Ein verlorener Sonnenstrahl huschte über die lichte, wiegende Erscheinung der Spielerin.

Langsam trat er näher heran, an ihre Seite und sah, auf den Flügel gelehnt, unverwandt in ihr rassiges, beseeltes Gesichtchen.

Sie hatte flüchtig zu ihm aufgesehen, spielte aber weiter. Dabei fühlte sie jedoch seinen Blick, und das verwirrte sie und trieb ihr das Blut ins Gesicht. Mitten im Spiel ließ sie plötzlich die Hände auf den Tasten ruhen, schüttelte ärgerlich über sich selbst den Kopf und sah ihn vorwurfsvoll an.

„Jetzt haben Sie mich ganz aus dem Konzept gebracht, Herr Baron."

Er senkte seinen Blick in den ihren.

„Ich war doch mucksmäuserlstad," neckte er.

Sie errötete noch heftiger, und die etwas zu kurze, eigenwillig geschwungene Oberlippe unter der die festen, weißen Zähnchen so reizend hervorschimmerten, zuckte unruhig.

„Ich kann nicht spielen, wenn mich jemand so andauernd betrachtet," erwiderte sie.

„Habe ich das getan, mein gnädiges Fräulein?" fragte er, ihren Blick festhaltend.

„Ja gewiß!" rief sie, ein wenig ärgerlich über sich selbst.

Ein weiches, zärtliches Lächeln flog über sein festes, männliches Gesicht.

„Woher wissen Sie denn, daß ich Sie angeschaut habe? Sie haben mich doch gar nicht angesehen?"

„Trotzdem weiß ich's, ich habe es gefühlt."

Er beugte sich weiter vor und in seinen Augen zuckte es unruhig auf.

„Wissen Sie, daß man nur den Blick von Menschen fühlt, die einem entweder sehr unsympathisch oder sehr sympathisch sind?" fragte er leise.

Sie griff ein paar Töne, ließ die Hände aber gleich wieder sinken, weil er sie so innig flehend ansah.

„Nein, das habe ich nicht gewußt," antwortete sie wie unter einem Zwange.

„Es ist aber so. Und ich möchte nun gar gern wissen, Fräulein Rita, welcher Art Ihre Gefühle für mich sind."

Sie wurde sehr rot, meisterte aber ihre Verlegenheit und sah schelmisch lächelnd zu ihm auf.

„Das muß ich mir doch erst einmal überlegen."

Er faßte ihre Hand.

„Nein, Sie wissen es genau und wollen es mir nur nicht sagen."

Sie atmete hastig.

„Müssen Sie es denn unbedingt wissen?" fragte sie ihn dann, zu scherzen versuchend.

„Ganz unbedingt."

Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust.

„Wissen Sie nicht, daß zwischen Oesterreich und Deutschland unbedingte Sympathie herrscht? Kann ich da anders, als Ihnen sympathisch begegnen?"

Er bedeckte ihre Hand mit Küssen.

„Rita, liebe Rita, da drüben hat sich soeben ein glückliches Brautpaar zusammengefunden. Meine Schwester und Rudi Haßbach haben sich verlobt. Nun liegt so eine seltsam sehnsüchtige Stimmung hier in der Luft, als müßte man es schnell den beiden Glücklichen nachtun. Ich will Ihnen einmal ein Geständnis machen, liebe, teure Rita. Voriges Jahr sandten Sie meiner Schwester eine Photographie von sich. Ich war gerade bei Josepha, als sie dieselbe auspackte. Sie



hielt sie mir vor die Augen und sagte: ‚Schau, das ist meine liebste Freundin, Rita von Falkenried.' Ich sah lange in das reizende, eigenartige Gesichtel hinein. Es gefiel mir, gefiel mir sehr. Am meisten die Augen und der Mund. Ja, besonders dieser entzückende, eigenwillige Mund, den möcht' ich küssen, dacht ich mir. Und zu Josepha sagte ich: ‚Willst du dir diese reizende Freundin nicht einmal einladen? Ich möchte sie kennen lernen.' Josepha erwiderte mir, daß sie im Sommer nach Falkenried eingeladen sei und daß sie dann sicher dafür sorgen würde, daß Sie im Winter nach Wien kommen würden."

Rita hatte atemlos gelauscht.

„Davon hat mir Josepha kein Wort gesagt."

„Auf meinen Wunsch nicht, liebe Rita. Ich wollte mich erst überzeugen, ob das Original denselben Eindruck auf mich machen würde als das Bild, und ob mir die junge Dame in ihrem Wesen sympathisch war. Josepha hat mir viel, sehr viel von Ihnen erzählen müssen. Und nun — nun, liebe Rita, habe ich Sie kennen gelernt, und so viel tausendmal besser als das Bild gefallen Sie mir, und die Sehnsucht, den reizenden Mund, der es mir gleich angetan hat, zu küssen, ist halt immer ärger geworden,—ja, gar schlimm arg. Und ich will nun nicht mehr allein da unten in Villau hausen. Dort kann ich so nötig ein reizendes junges Frauerl gebrauchen. Das Beste fehlt halt doch, wenn man so ein einschichtiger Junggesell ist. Gelt, Sie erbarmen sich jetzt meiner Not und helfen mir ein bisserl von meiner Sehnsucht. Ganz zu stillen ist sie ja nimmer — aber so eine kleine Abschlagszahlung auf das Glück — gelt, Rita — die darf ich mir nehmen?"

Sie konnte ihre Augen nicht von ihm lassen, so heiß ihr auch das junge rasche Blut ins Antlitz schoß. Und da fragte er nicht mehr. Schnell legte er seine Arme um sie und stillte seine Sehnsucht. Da ihn Rita in keiner Weise daran hinderte, brauchte er sehr lange Zeit. Und sie lag still an seinem klopfenden Herzen und erwiderte in stummer Seligkeit seine Küsse.

So vertieft waren sie beide in diese herrliche Beschäftigung, daß sie nicht merkten, wie Josepha und Graf Rudi Arm in Arm mit leuchtenden Augen eintraten.

„Jetzt — was ist denn das? Rita, was tust du denn in den Armen meines Rainerbruders?" fragte Josepha halb lachend, halb gerührt.

Die Glücklichen fuhren auseinander. Rainer aber hielt Rita fest und blitzte Josepha übermütig an.

„Dasselbe, mein liebes Schwesterl, was du zuvor in den Armen deines Rudi getan hast. So etwas steckt an, es liegt in der Luft. Und wenn schon im Hause Hohenegg eine Hochzeit gefeiert werden soll, kommt es auf eine zweite auch nicht an. Gelt, Rita? Was die beiden da drüben können, das können wir auch. Und jetzt gehen wir zwei zu meinen Eltern. Dies Brautpaar, daß seine fürwitzige Nas' in unsere internsten Angelegenheiten steckt, lassen wir zur Strafe allein, weil es uns mitten in unsere Verlobung hineingefallen ist. Komm, Rita!"

Damit wollte Rainer Rita mit sich fortziehen. Aber Josepha hielt sie fest.

„Halt — stillgestanden, hier wird nicht davongelaufen. Erst muß ich doch meine Einwilligung zu eurer Verlobung geben."

Sie küßte Rita herzlich.

„Schwesterlein, liebes, gelt, jetzt soll es noch schöner werden? Und da bescher ich dir auch gleich einen Schwager. Gleich müßt ihr zwei euch ein verwandtschaftliches Busserl geben — ich erlaub es großmütig."

Graf Rudi verneigte sich lachend vor Rita.

„Mein gnädiges Fräulein, küß die Hand — ich begrüße Sie als künftige Schwägerin. Mit Verlaub — was Josepha will, tue ich immer mit Vergnügen. Du, Rainer — schau mal weg, damit dich die Eifersucht nicht umbringt." Damit küßte Graf Rudi erst Ritas Hand und dann ihren Mund.

Rita war von alledem ein wenig benommen. Sie konnte nicht gleich in den übermütigen Ton einstimmen. Rainer schob auch schon Graf Rudi energisch beiseite.

„Jetzt ist's genug — jetzt will ich erst mal meine Braut für mich allein haben," sagte er und führte Rita schnell davon. Drüben im Nebenzimmer blieb er aber gleich wieder stehen.

„Schatzerl, jetzt müssen wir die unterbrochene Verlobungsszene noch ein bisserl fortsetzen," sagte er zärtlich neckend, „noch kein bisserl ist meine Sehnsucht gestillt — im Gegenteil, viel ärger ist's halt damit geworden."

Rita wehrte sich erst ein wenig.

„Wollen wir nicht erst zu deinen Eltern gehen, Rainer?"

Er hielt sie fest und schüttelte energisch den Kopf.

„Das eilt mir gar nicht, mein holdes Schatzerl. Geschwind — gib deinem armen Rainer noch ein Busserl, daß er nicht verdursten muß."

Mit „einem Busserl" war es natürlich nicht abgetan. Aber Rita vergaß das Zählen so gut wie Rainer.

Und von drüben erklang Klavierspiel und Josephas Stimme:

„Mein Schatz ist a Reiter,
A Reiter muß's sein;
Das Roß g'hört dem Kaiser,
Der Reiter ist mein.
Tra la — — — — — — —

Das weitere wurde erstickt. Graf Rudi schien drüben die Verlobungsszene auch energisch fortzusetzen.

Rita und Rainer sahen sich aufatmend an und lächelten.

„Nun komm, Schatzerl, jetzt wollen wir fein artig zu den Eltern gehen; ein Weilchen halt ich es nun aus," sagte Rainer.

Seine Eltern waren nicht sehr überrascht und gaben ohne Zögern ihren Segen. Und dann depeschierte Rainer an Herrn von Falkenried und Rita an ihre Mutter nach Berlin. Sie wußte, daß diese mit Rose dort weilte. Rainer meldete seinen Besuch in Falkenried für nächsten Montag an. Bis dahin wollte Frau von Falkenried von Berlin zurück sein und Rainer wollte sich seinen Schwiegereltern vorstellen.

Das war die freudige Nachricht, die Frau von Falkenried im Hotel vorgefunden hatte.

* * *

Hasso von Falkenried vergab sich nicht, daß er Natascha von Kowalsky die Schlüssel zu seinem Schreibtisch ausgehändigt hatte. Das Bewußtsein, unvorsichtig und leichtsinnig gewesen zu sein, nagte an dem sonst so pflichtgetreuen, zuverlässigen Mann. Daran änderte auch der Umstand nichts, daß sein Vorgesetzter den Fall so milde beurteilte. Er selbst tat es nicht. Wenn der Plan der Spionin nicht durch Roses Erscheinen vereitelt worden wäre, dann hätte sein Leichtsinn das Geheimnis seiner Erfindung an die Russen ausgeliefert. Davon konnte er sich bei seiner Veranlagung nicht freisprechen.

Daß auch seinem Herzen eine tiefe Wunde geschlagen worden, trug mit dazu bei, ihn niederzudrücken.

Natürlich waren die beiden Spioninnen entkommen, und man brachte später durch Nachforschungen in Erfahrung, daß es allerdings in der russischen Armee einen reichbegüterten General von Kowalsky gegeben hatte, dieser war jedoch vor zwei Jahren als kinderloser Witwer gestorben.

Vorläufig blieben die beiden Spioninnen verschollen, aber an alle maßgebenden Stellen wurde ihr genaues Signalement gegeben, und diesem Signalement wurde eine Warnung beigefügt, besonders streng auf Elemente zu achten, die sich an die fraglichen Bureaus heranbrängten.

Hasso ging nun wieder mit besonderem Eifer an seine Arbeit. „Nichts bereuen — gut machen." So hatte ihm Exzellenz von Bogendorf gesagt. Und gutmachen wollte er, das nahm er sich fest vor.

In den ersten Tagen nach dieser bitteren Enttäuschung war Hasso düster und wortkarg. Rose sah ihm immer mit

brennender Sorge in das versteinerte Gesicht. Sie verstand ihn am besten, kraft ihrer Liebe, und meinte, in seiner Seele lesen zu können. Seine Mutter suchte ihn zu trösten, aber er sagte hastig:

„Sprich nicht davon, ich bitte dich."

Rose merkte, daß ihm jetzt die Anwesenheit der Mutter eine Qual war und daß er sich sehnte, mit sich allein fertig zu werden. So beeilte sie sich tunlichst mit den Einkäufen, und Frau von Falkenried war denn auch einverstanden, daß sie schon am Freitag nach Hause zurückkehrten, da sie am Montag ihren neuen Schwiegersohn in Falkenried erwartete.

Hans von Aremberg war nur am letzten Abend mit Hasso und seinen Damen zusammengekommen. Er hatte angenommen, Hasso habe sich verlobt und sei von seiner Braut in Anspruch genommen worden. Als er nun jedoch Hasso wiedersah, merkte er sofort, daß der Freund seltsam verändert und verstimmt war. Er nahm an, daß Hassos Bewerbung um Natascha von Kowalsky erfolglos verlaufen sei. Und als er am nächsten Sonnabend bei Steinbergs zum Tee geladen war, erfuhr er, daß Frau General von Kowalsky mit ihrer Tochter verreist sei.

Diese Abreise brachte er in Zusammenhang mit der düsteren Stimmung des Freundes. In der Gesellschaft ahnte niemand etwas von der Spionageaffäre.

Hans von Arembergs gutes Herz litt es aber nicht länger, mit scheinbarer Teilnahmlosigkeit dem Freunde zu begegnen.

Am Sonntag vormittag begab er sich in Hassos Wohnung und fand ihn auch zu Hause.

Eine Weile unterhielten sich die Freunde in etwas gezwungener Art. Aremberg sah in Hassos blasses, gequältes Gesicht. Dann hielt er es aber nicht mehr aus.

„Mein lieber Hasso, ich habe ja niemals den Größenwahn besessen, anzunehmen, daß ich dir so viel sein könnte, als du mir, denn du bist mir sehr, sehr viel. Aber ich sehe, daß dich etwas quält und kann das nicht länger schweigend ansehen. Du hast mich neulich abends, als du von Falkenried zurückkehrtest, deines Vertrauens in deiner Herzensangelegenheit für wert gehalten und danach habe ich erwartet, dich in glücklicher Bräutigamsstimmung zu finden. Siehst du, mein Alter, als du froh und glücklich warst, kamst du mit deinem Vertrauen zu mir. Aber das, was dich quält, das behältst du für dich. So viel gelte ich dir nicht, daß du mich auch daran teilnehmen läßt."

Hasso sah in das frische, gutmütige Gesicht des Freundes, in seine ehrlichen Augen hinein. Es wallte wie Rührung in ihm auf bei seinen Worten und er mußte die Zähne zusammenbeißen, um seine Fassung nicht zu verlieren. Erst nach einer Weile konnte er reden.

„Lieber Hans," sagte er warm, seine Hand fassend, „was ich einem Freunde sagen kann, dem besten, ehrlichsten, den ich habe, denn das bist du, das sollst du hören. Aber dann frage auch nie mehr weiter, dann laß es zwischen uns begraben sein."

„Das verspreche ich dir, Hasso."

„Und gib mir dein Ehrenwort, daß das, was ich dir sage, unter uns bleibt."

„Du hast mein Ehrenwort."

Hasso atmete tief auf. Dann zog er aus einem Fach seines Schreibtisches Nataschas Brief.

„Also hier, lies erst einmal das."

Aremberg ergriff den Brief und las ihn, und als er zu Ende war, leuchteten seine Augen zornig auf. Sein hübsches Gesicht bekam einen verächtlichen Ausdruck.

„Infame Schlange! Ich ahnte, daß eine falsche Note war an diesem Weibe."

Hasso lächelte bitter.

„Wie recht du hattest mit dieser Ahnung, das wird dir erst klar werden, wenn ich dir sage, daß Natascha von Kowalsky so wenig die Tochter eines russischen Generals war, als ihre sogenannte Mutter die Witwe eines solchen. Ich nehme sogar als ziemlich bestimmt an, daß sie überhaupt nicht in einem verwandtschaftlichen Verhältnis mit einander standen."

Aremberg sah ihn betroffen an.

„Du willst doch nicht sagen, daß — daß es Abenteurerinnen waren?" fragte er erschrocken.

„Schlimmer noch, es waren russische Spioninnen und nur ein glücklicher Zufall bewahrte mich davor, ihr Opfer zu werden. Du weißt, ich arbeitete an einer Erfindung, die uns im Kriegsfall sehr wertvoll sein kann. Auf irgend eine Weise müssen die Spioninnen eine Ahnung davon bekommen haben, daß sie bei mir einen guten Fund machen konnten, und so wurde ich von Natascha von Kowalsky mit großem Raffinement umstrickt. Die zufällige Anwesenheit Rose von Lossows in meiner Wohnung, während ich von Natascha mit meiner Mutter von zu Hause fortgelockt worden war, hinderte die Spionin im letzten Moment, mit ihrem Raube zu entweichen. Du kannst die ganze Tragweite dieser Eröffnung verstehen, denn du weißt, daß ich mich mit meiner Ehre für die Geheimhaltung meiner Arbeit verbürgt hatte. Ich fuhr sofort zu Exzellenz von Bogendorf. Er hat mir nichts nachgetragen. Aber ich selbst kann mich nicht ganz freisprechen, weil ich mich in meiner blinden Verliebtheit düpieren ließ. Und ich werde mich selbst dafür bestrafen — ich habe mich zu dem Entschluß durchgerungen, meinen Abschied zu nehmen."

Aremberg wich zurück.

„Hasso!" rief er erschrocken.

Dieser zog die Stirn wie im Schmerz zusammen.

„Es ist beschlossene Sache, Hans."

Aremberg legte beschwörend die Hand auf seinen Arm.

„Wie kannst du nur auf einen solchen Gedanken kommen, Hasso? Wenn dir Exzellenz von Bogendorf nichts nachträgt, dann kannst auch du dich unbedingt freisprechen. Du bist doch mit Leib und Seele bei deinem Beruf."

Hassos Gesicht zeigte nicht, was in ihm vorging.

„Meinem Beruf werde ich auch in Zukunft treu bleiben, ich habe die Absicht, mich noch ausnehmender damit zu beschäftigen, aber in aller Stille, daheim in Falkenried. Wenn ich all meine Kraft und Zeit dazu benutze, neue Erfindungen und Verbesserungen auszudenken, kann ich dem Vaterlande mehr nützen als jetzt, wo ich doch durch das Leben in Berlin viel Abhaltung und Ablenkung habe. In Falkenried will ich mir einen Flugplatz und eine Werkstätte anlegen und mit ausgesucht tüchtigen Monteuren neue Modelle bauen. Aber, bitte, rede davon noch nicht. Mit Exzellenz von Bogendorf habe ich noch nicht darüber gesprochen, aber ich weiß, er wird meinen Entschluß billigen und verstehen. ‚Nichts bereuen — gutmachen', so hat er zu mir gesagt. Und das soll geschehen, mit all meiner Kraft. Ehe ich mit ihm spreche, muß ich mit meinem Vater Weihnacht Rücksprache nehmen. Du weißt, er steht meinem Beruf fremd und verständnislos gegenüber und es wird mir nicht leicht werden, ihn zu bestimmen, mir den nötigen Platz und das Kapital zur Verfügung zu stellen. Aber wenn ich ihm alles in Ruhe vorstelle und mich bereit erkläre, mich dauernd in Falkenried niederzulassen, dann wird er schon einwilligen. An seiner Güte habe ich nie zu zweifeln brauchen. Erst wenn ich seiner Einwilligung sicher bin, bespreche ich das alles mit Exzellenz von Bogendorf. Du bist der erste, der davon ein Wort von mir erfährt. Und nun beklage dich nicht noch einmal über mangelndes Vertrauen."

Aremberg drückte ihm heftig die Hand.

„Ganz stolz machst du mich, Hasso," sagte er, seine Ergriffenheit bekämpfend, „und es wäre Unsinn von mir, dir in deine Entschlüsse hineinzureden, wenn ich es auch aus egoistischen Gründen tun möchte. Denn weiß Gott, mein Alter, ich kann mir nicht denken, wie ich ohne dich auskommen soll hier in Berlin."

„Du wirst mich, so oft du kannst, in Falkenried besuchen."

„Das lasse ich mir nicht zweimal sagen. Aber das verwünschte Weibsbild, das an alledem schuld ist, soll der Teufel holen, mit dem sie wohl im Bunde steht. Nein, nein, mach kein finsteres Gesicht, ich schweige schon still jetzt und mache

meinem Zorn erst Luft, wenn ich allein zu Hause bin. Aber wenn dabei etwas in Scherben geht, braucht sich kein Mensch zu wundern."

Ein Lächeln huschte um Hassos Mund.

„Guter Kerl, nun laß es genug sein, und niemals mehr ein Wort davon — ich ertrage es schlecht."

„Lieber beiße ich mir die Zunge ab. Jetzt gehe ich aber, damit ich erst einmal meinen Groll verwinde. Leb' wohl für heute."

„Lebe wohl, Hans. Wenn du mit einem Abend nichts anzufangen weißt, laß es mich wissen. Ich nehme jetzt vorläufig keine Einladungen an, denn es drängt mich, zu arbeiten. Aber für dich bin ich immer zu Hause."

Sie schüttelten sich die Hände, und Aremberg entfernte sich.

Hasso sah ihm eine Weile mit starren Augen nach. Dann setzte er sich mit einem tiefen Atemzug an die Arbeit.

Nur in der Arbeit fand er Vergessen für das, was ihn bedrückte und quälte. Die Liebe zu Natascha war jäh erloschen in seinem Herzen, sie war in Verachtung erstickt. Ihr Antlitz hatte in seiner Erinnerung verzerrte Züge bekommen. Von ihrer betörenden Schönheit träumte er nur noch zuweilen im Schlaf. Und dann war ihm, als müsse er sich dagegen zur Wehr setzen, wie gegen einen grimmen Feind. In seinem Herzen war alles öde und leer. Er glaubte für immer mit der Liebe fertig zu sein. Nie sollte eine Frau wieder in seinem Leben eine Rolle spielen das nahm er sich fest vor.

* * *

Als Frau von Falkenried mit Rose wieder nach Hause kam, wurde sie von ihrem Gatten bereits voll Unruhe erwartet. Hatte er doch von Baron Rainer von Hohenegg ein Telegramm bekommen, in dem ihm dieser mitteilte, daß ihm Rita ihr Jawort gegeben habe und er am Montag nach Falkenried kommen werde, um sich persönlich die Einwilligung der Eltern Ritas zu erbitten.

Seine Gattin mußte ihm den frohen Glauben stören, daß nun seine beiden Kinder ihr Lebensglück gefunden hatten. So schonend wie möglich berichtete sie ihm über das, was in Berlin geschehen war.

Herr von Falkenried konnte alles das besser verstehen und überblicken als seine Frau, und er schloß Rose mit großer Herzlichkeit in seine Arme.

„Ich segne den Tag meine liebe Rose, da du nach Falkenried kamst. Nach allem, was ich gehört habe, danke ich dir nicht nur das Leben meines Sohnes, sondern auch die Ehre unseres Namens. Das will ich dir nie vergessen" sagte er bewegt.

Man kam überein, daß Rita von all diesen schlimmen Dingen nichts erfahren sollte, ihr junges Glück sollte ungetrübt bleiben.

In sehr bewegter Stimmung erwarteten die Eltern am Montag Baron Rainer von Hohenegg. Er gefiel ihnen sehr, sehr gut, und was er ihrer Tochter außer seiner Person zu bieten hatte, war glänzend zu nennen.

So gaben sie frohen Herzens ihre Zustimmung. Als Baron Rainer aber bat, daß die Hochzeit schon im Februar stattfinden sollte, hob Frau von Falkenried erschrocken die Hände.

„So bald schon, lieber Rainer? Die Zeit ist ja viel zu kurz um eine Aussteuer zu beschaffen."

Rainer lachte.

„Es wird gehen, verehrte, liebe Mama. Du mußt bedenken, daß ich im März schon wieder in Villau sein muß, wenn die Feldarbeiten beginnen. Da bleibt mir für eine Hochzeitsreise mit meinem lieben kleinen Frauerl nur kurze Zeit. Sei gut und laß dir ein bisserl zureden. Denk doch, meine Schwester Josepha, die sich doch auch eben jetzt erst mit Graf Haßbach verlobt hat, wird schon gleich nach Neujahr ihren Rudi heiraten, weil mein Schwager rundweg erklärt hat, er könnte ohne sie nicht mehr existieren. Er bewirbt sich allerdings schon seit Jahren um Josepha und sie hat ihn aus lauter Neckerei so lang hingehalten. Aber wenn ich Rita auch erst seit Wochen kenne, meine Sehnsucht ist darum nicht geringer, und wenn meine Mutter in der kurzen Zeit eine Aussteuer für Josepha schaffen kann, wirst du halt auch bis Februar eine für Rita schaffen können."

Dabei sah er seine Schwiegermama so flehend an daß sie nicht nein sagen konnte.

Aber sie stellte die Bedingung, daß Rita nun sofort heimkehren müsse, damit sie ihre Tochter wenigstens noch einige Monate bei sich hatte.

Rainer seufzte steinerweichend.

„O weh! Ich wollte schon bitten daß Rita über Weihnacht, bis zu Josephas Hochzeit in Wien bleiben könnte."

Dagegen protestierten aber Ritas Eltern ganz energisch.

„Nein, nein — dies letzte Weihnachtsfest darfst du uns Rita nicht nehmen, Rainer. Wenn sie erst deine Frau ist, haben wir doch nichts mehr von ihr und müssen uns begnügen."

„Aber zu Josephas Hochzeit kommt sie dann auf einige Tage nach Wien — und wir hoffen sehr, daß sie dann von ihren lieben Eltern begleitet wird," bat Rainer.

„So gern ich deine Eltern bald kennen lernen möchte, lieber Rainer, muß ich doch für meinen Teil darauf verzichten, Rita nach Wien zu begleiten," sagte Herr von Falkenried. „Mein Gesundheitszustand erlaubt mir das nicht. Ich hoffe dann, deine Eltern kennen zu lernen, wenn sie zu eurer Hochzeit nach Falkenried kommen. Aber meine Frau wird Rita natürlich begleiten."

So war denn alles zur beiderseitigen Zufriedenheit geregelt worden.

Noch an demselben Tage reiste Baron Rainer wieder ab, mit einem kleinen Umweg über Berlin, wo er Hasso aufsuchte, um sich mit ihm bekannt zu machen.

Die beiden jungen Männer gefielen einander ebenfalls sehr, und so reiste Baron Rainer befriedigt wieder nach Hause.

Nach einigen Tagen kehrte Rita nach Falkenried zurück, und in allerlei Aussteuersorgen vergaß Frau von Falkenried ihren Kummer um ihren Sohn.

So kam das Weihnachtsfest heran, und einige Tage vor dem Feste traf Hasso in Falkenried ein.

Seine Eltern begegneten ihm mit der sorglichen Teilnahme, die man gegen ein geliebtes, krankes Kind anzuwenden pflegt. Sie taten darin des Guten etwas zuviel. Das war Hasso in seiner etwas reizbaren Stimmung eine Qual. Dafür berührte ihn Roses feinfühlige Zurückhaltung und Ruhe wie eine Wohltat.

Rita hatte für nichts und für niemand Sinn und Zeit. Sie wußte ja auch nicht, daß in Hasso etwas geschont werden mußte. Wenn ihm auch ihre Unbefangenheit sehr lieb war, so hatte er sich doch gerade jetzt wenig mit Rita zu sagen.

So kam es ganz von selbst, daß er mehr wie sonst Roses Gesellschaft suchte. Und bei ihr fand er ein so feines, wohltuendes Verständnis, daß er sich oft direkt zu ihr flüchtete, wie zu einem treuen, verständigen Kameraden. Und mit Rose besprach er dann auch zuerst seinen Plan, den Abschied zu nehmen und in Falkenried selbst Flugzeuge nach eigenen Plänen zu bauen und einen Flugplatz einzurichten.

Roses Augen leuchteten auf, als er ihr diese Eröffnung machte. Es machte sie stolz und glücklich, daß er ihr diesen Beweis seines Vertrauens gab. Und mit so klarem Verständnis und so warmer Begeisterung ging sie darauf ein, daß er sie zuweilen ganz erstaunt betrachtete.

Eines Tages sagte sie ihm:

„Der Platz jenseits des Waldes auf dem Weg nach der Station wird sich am besten für deine Zwecke eignen, Hasso. Da ist eine weite Strecke mageren, unfruchtbaren Bodens, auf dem wir trotz mancherlei Versuchen immer nur spärliche Heuernten halten. Dieser Boden rentiert sich gar nicht. Wir müssen mehr hineinstecken, als wir herausbekommen. Ich habe neulich schon mit Colmar darüber gesprochen, daß es besser ist, alle Versuche aufzugeben. Das wäre also kaum ein Verlust, wenn dir dein Vater dieses Oedland zur Ver-

fügung stellte. „Da hättest du Platz genug, könntest in nächster Nähe der Station die Halle und Werkstätte anlegen und würdest in keiner Weise gehindert. Fährst du mit dem Rad hinüber, bist du in zehn Minuten von hier aus dort. Das habe ich mir schon manchmal bedenken müssen, noch ehe du mir von deinem Vorhaben sprachst."

Erstaunt sah er sie an.

„Mit solchen Gedanken hast du dich beschäftigt?"

Sie nickte lächelnd.

„Ja. Du weißt doch, daß ich deinem Berufe ein großes Interesse entgegenbringe. Dein Vater ist leidend und spricht oft davon, daß er es gern sähe, wenn du deinen Abschied nähmst und wenigstens die Oberaufsicht von Falkenried in die Hände nehmen würdest. Er meint, dann könne er in Ruhe sterben. Ich muß dir sagen, Hasso, dein Vater ist kränker, als ihr alle glaubt, er zeigt es nur nicht so."

Besorgt blickte Hasso vor sich hin.

„Denkst du wirklich, daß sein Zustand zu Besorgnissen Anlaß gibt?"

„Ja — zu den ernstesten Besorgnissen. Und du wirst ihm eine Freude machen, wenn du ihm sagst, daß du nach Falkenried kommen willst für immer. Nur da sein sollst du. Die Augen des Herrn müssen über einen solchen Besitz wachen, wie Falkenried ist. So sagt Onkel Herbert oft. Und er hat recht. So wenig er selbst noch leisten kann — seine Anwesenheit genügt doch, um jeden Beamten an seine Pflicht zu mahnen. Du brauchst, auch wenn dein Vater einmal nicht mehr am Leben ist, keine Angst zu haben, daß dir für deinen Beruf keine Zeit mehr bleibt. Das läuft alles ohne dich; Colmar ist außerordentlich tüchtig und pflichttreu, und ich stelle dir natürlich gern auch in Zukunft meine schwachen Kräfte zur Verfügung. In Fritz Colmar erzieht sich außerdem sein Vater einen zuverlässigen Nachfolger. Den halte dir für die Zukunft fest. Ich habe mir das oft überlegt, denn ich habe mir gedacht, daß du es in Falkenried nicht aushalten würdest, wenn du nicht in deinem Beruf hier tätig sein könntest. Ganz von selbst bin ich da auf den Gedanken gekommen, daß du dir das Stück Oedland zum Flugplatz einrichten könntest. Und — ich habe das auch bereits deinem Vater von allen Seiten beleuchtet."

„Das hast du getan?"

Sie atmete tief auf, als sie das frohe Aufleuchten seiner Augen sah, das sie so lange schmerzlich vermißt hatte.

„Ja, das habe ich getan."

„Und Papa?" forschte er erregt.

Sie lächelte.

„Er hat es ganz leidlich aufgenommen. Erst wollte er ein bißchen aufbegehren. Aber dann mußte ich ihm das alles klar machen und sagte ihm rund heraus, daß du nur so dauernd in Falkenried zu fesseln seist. Und da hat er sich langsam mit dem Gedanken vertraut gemacht. Wenn du nun mit ihm darüber offen sprechen willst, so glaube ich sicher, daß du nicht auf große Schwierigkeiten stoßen wirst."

Mit warmem Druck faßte er ihre Hand.

„Es ist ganz wunderbar, Rose, mit welchem Verständnis und welchem Interesse du dich in meine Lage gedacht hast. Ich weiß nicht, wie ich dir danken soll. Mir scheint, ich muß dich immer mehr als eine Art guter Vorsehung für mich betrachten. Wie soll ich dir nur danken?"

Sie wurde ein wenig rot, aber ihr Gesicht blieb still und ruhig. Es war jetzt eine so köstliche, friedliche Ruhe in ihrer Seele, nun sie sah, daß Hasso die bittere Enttäuschung, die ihm Natascha zugefügt hatte, zu verwinden schien. In ihren Augen lag ein klares Leuchten, aber sie verrieten trotzdem nichts von dem, was für Hasso in ihrer Seele lebte. Freudig hätte sie ihr ganzes Leben geopfert, um ihm eine Stunde des Glücks zu schaffen. Daß er sich mit Selbstvorwürfen quälte, wußte sie nicht. Sie meinte, sein stilles, düsteres Wesen sei durch den Schmerz um Nataschas Verlust und Unwert verursacht worden.

„Sprich doch nicht von Dank. Ich bin doch so froh, wenn es mir das Schicksal vergönnt, dir einen kleinen Dienst zu erweisen. Ich stehe ja noch in deiner Schuld."

Er schüttelte ärgerlich den Kopf.

„In meiner Schuld? Du weißt wohl nicht, was du sprichst?"

„Doch, dir verdanke ich es, daß mir hier jetzt alle mit so viel Liebe entgegenkommen."

„Aber Rose — komm doch nicht immer wieder darauf zurück," schalt er fast zornig.

Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust.

„So laß uns unsere gegenseitige Rechnung still begleichen," bat sie leise.

„Stolze Rose — stolze Rose!" schalt er mit einem leisen Lächeln.

„Sprichst du mir die Berechtigung ab zu diesem Stolz?" fragte sie halb ernst, halb scherzend.

„Nein, nein, gewiß nicht. Aber eine Bitte habe ich an dich. Schenke mir deine Freundschaft, Rose. Ich habe dich in der letzten Zeit von einer Seite kennen gelernt, die mir so gut gefällt, daß ich dir diese Bitte aussprechen muß. Du kannst mir viel, sehr viel sein, Rose — und ich bin nicht stolz in dieser Beziehung, ich wehre mich nicht dagegen, dir verpflichtet zu sein. Mit deinem feinen Takt, mit deinem Verständnis, und nicht zuletzt mit deiner Tüchtigkeit und deinem Fleiß kannst du mir viel, sehr viel geben. Ich möchte dich hier festhalten für alle Zeit, gerade, weil ich meine Kräfte mehr für meinen Beruf als für Falkenried einsetzen werde. Und du kannst in deiner zarten, verständigen Art zwischen meinen Eltern und mir vermitteln, wenn wir einmal aufeinanderstoßen. Nicht wahr, Rose, du stehst mir treu zur Seite? Natürlich kann ich dich nur so lange in Falkenried festhalten, bis du dich eines Tages verheiraten wirst."

Sie hatte schnell, ohne zu zaudern, ihre Hand in die seine gelegt. In ihren Augen lag ein helles Leuchten.

„Wenn du mich brauchen kannst, Hasso, so lange du willst, freudig werde ich allezeit meine Pflicht in Falkenried tun. Heiraten werde ich nie."

„Es gilt, Rose, ich nehme dich beim Wort — bis auf deinen letzten Ausspruch. Schon manches Mädchen hat gesagt: Ich heirate nie. Und dieses Nie war oft genug von sehr kurzer Dauer. Und wenn auch jetzt keine Aussicht vor dir liegt zu einer baldigen Heirat, so wendet sich doch ein Schicksal oft über Nacht. Aber bis du deine Hand einmal verschenkst, so lange bleibst du mir ein guter Freund und Kamerad, nicht wahr?"

„Ja, Hasso, das kann ich dir versprechen," sagte sie mit ihrer warm klingenden, klaren Stimme, die einem Glockenton glich und ihm so gut gefiel.

Noch an demselben Tage sprach Hasso mit seinem Vater. Und es ging alles besser, als er zu hoffen gewagt hatte. Er merkte sehr wohl, wie gut Rose ihm vorgearbeitet hatte. Sein Vater zeigte sich zugängiger und verständnisvoller als je zuvor in bezug auf seinen Beruf.

Es wurde eine lange, ernste Unterredung zwischen Vater und Sohn, und sie verlief für beide Teile befriedigend.

Nach dem Weihnachtsfest reiste Rita mit ihrer Mutter zu Josephas Hochzeit nach Wien und zu gleicher Zeit kehrte Hasso nach Berlin zurück.

Gleich am andern Tage begab er sich zu Exzellenz von Bogendorf und teilte ihm, zunächst vertraulich, mit, daß er seinen Abschied nehmen wolle und welche Pläne er für die Zukunft habe.

Erst wollte Exzellenz nichts davon hören, als ihm Hasso aber klar und ruhig auseinandersetzte, daß er in der Stille von Falkenried ungestörter und ausschließlicher arbeiten könne, und auf diese Art sein Leben dem Vaterland nutzbringender zu weihen imstande sei, sah der alte Herr mit den noch so jungen, feurigen Augen eine Weile nachdenklich vor sich hin. Dann reichte er Hasso schnell und impulsiv die Hand.

(Fortsetzung folgt)

Buntes und heiteres Allerlei

Gemeinsames Spiel.



Sonntagsjäger (wütend): „Bald gebe ich aber die Jagd auf; jetzt sitzt mein Hund schon mitten zwischen den Hasen und macht mit Männchen!"

Kugelsicher.

„Nun, Frau Nachbarin, ist der Kuchen, den Sie gebacken, in die Hände Ihres Gatten gelangt?"

„O ja, sogar 's Leben hat er ihm gerettet! Eine feindliche Kugel ist im Kuchen, den er im Rucksack getragen, d'rin stecken geblieben!"

Ahnung.

Junger Ehemann (zärtlich): „In den drei Monaten, die wir jetzt verheiratet sind, haben wir uns noch nicht ein einziges Mal gezankt, nicht wahr?"

Frau: „Nein, Schatz . . . aber jetzt habe ich wirklich bald ein neues Kleid nötig!"

Bliemchengaffee.

Patient: „Früher trank ich Sie nämlich alle Tage bloß zwee Dassen Gaffee, jetzt trink' ich Sie aber zwanzig!"

Arzt: „Da werden Sie sich ja schön die Nerven ruinieren!"

Patient: „Awer här'n Se, im Gegendeil! — Ich nehme Sie nämlich geene Bohne mehr zu die zwanzig Dätzchen!"

Auf der Höhe der Zeit.

„Die Frau Meier soll ja eine gefürchtete Klatschbase sein."

„Und ob! Der hat ihr Mann ein Automobil kaufen müssen, damit sie den Klatsch schneller herumbringen kann."

Guter Grund.

Fremder: „Warum wird denn hier ein geräuschloses Pflaster um das Rathaus gelegt?"

Bürger: „Damit man das Geld nicht fallen hört, das der Magistrat allewei zum Fenster hinauswirft."

Naiv.

Besucherin (nachdem sich ein Patient entfernt hat): „Woran leidet der Aermste?"

Arzt: „An Herzverkalkung; so eine Art Berufskrankheit!"

Besucherin: „Was Sie sagen; der Mann ist wohl . . . Maurer?"

Kinderlos.

Bei der Vorstellung sagte ein Bewerber um die Portiersstelle eines Hauses, für welche ein kinderloses Ehepaar gesucht wurde, auf die Frage des Wirtes, ob er Kinder habe, die seien auf dem Kirchhof. Bei seinem Einzug ins Haus brachte das Paar nicht weniger als fünf Kinder mit. Auf die vorwurfsvolle Frage des Wirtes, wie das mit seine Angabe stimme, daß seine Kinder auf dem Kirchhofe seien, antwortete der Brave:

„Gewiß, da waren sie damals auch, um Großmutters Grab zu gießen."

Prinzenerziehung.

Professor: „Was können mir Hoheit über Lukullus sagen?"

Prinz (schweigt und hustet verlegen).

Professor: „Ganz recht, ihm blieb einmal bei einem Festmahle ein Gänsebein im Halse stecken."

Bei der Viehzählung.

Zähler: „Haben Sie Vieh im Haus?"

Hausfrau: „Bis auf den Affen, den mein Mann augenblicklich hat, keins".

Realismus.

„Ich habe neulich eine Gletscherpartie gemalt; die war so naturgetreu, daß ich stets mit Schneebrillen und Eispickel im Atelier umhergegangen bin!"

„Hm, das ist noch garnichts. Ich habe im vorigen Monat meine Schwiegermutter gemalt; die war so lebendig porträtiert, daß ich mich garnicht mehr ins Atelier getraut habe."

Freiwillig.

Frau: Sie sagten mir doch, Sie hätten Ihren letzten Dienst freiwillig verlassen; nach eingezogener Erkundigung hörte ich aber das Gegenteil, erzählen Sie mal wahrheitsgetreu, was die Veranlassung zu Ihrem Weggang war.

Magd: Die Frau Müller hat zu mir g'sagt: So eine faule, nichtsnutzige, schlampige Person, wie Sie sind, hab' ich meiner Lebtag noch nicht gehabt, wenn Sie nicht augenblicklich machen, daß Sie fort kommen, werf' ich Sie noch zum Haus hinaus, — und da bin ich dann freiwillig gegangen!

Auf Sie haben wir gewartet.

Vor kurzem erschien in einem Musterungslokal ein junger Mann, dessen blühendes Aussehen allgemein auffiel. Bei der Untersuchung erklärte er dem Arzt, daß er ein starkes Herzleiden habe, wodurch er des Nachts nichts schlafen könne. Nach kurzer Untersuchung sagte der Militärarzt zu ihm: „Auf Sie haben wir gewartet, denn Sie eignen sich wegen Ihrer Schlaflosigkeit bei Nacht ausgezeichnet zum Postenstehen."

Ach so!

Gattin des Patienten: Nun, wie steht's, Herr Doktor?

Arzt: Ja, hier bleibt mir nichts mehr zu tun.

Gattin: Allmächtiger! Er ist also verloren?

Arzt: Im Gegenteil, ich sage ja, es bleibt mir nichts mehr zu tun, also er ist gesund!

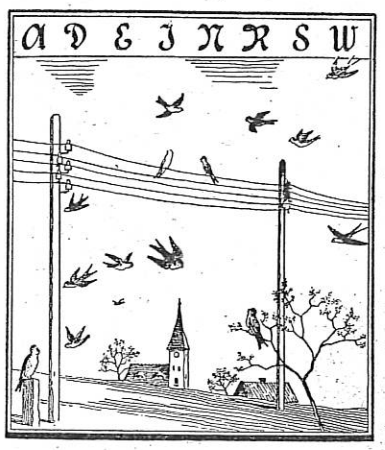
Parirt.

General Jackson hatte einen Bedienten aus Irland, der sich oft tüchtig betrank. „Martin", redete diesen Diener General Jackson einst an: „ich muß Dich am Ende doch fortjagen, man erzählt mir die schrecklichsten Dinge von Dir."

„Ach, lieber General", versetzte Martin unerschrocken, wenn ich alles glauben wollte, was man Schlimmes über Sie sagt, wäre ich schon längst selbst gegangen."

Lustige Rätselecke

Frühlings-Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Mit der 1 sich 2 3 einst zu lassen,
Das ersehnte Richard lange schon;
Meinte endlich nun, das Glück zu fassen
Seines Werbens treuverdienten Lohn.
Doch dazwischen trat 1 2 3 leider,
Hat die Gunst der 1 ihm jäh entwandt,
Und ins Fäustchen lachten sich die Neider,
Als zurück er reiste in sein Vaterland.

Logogriph.

Fünf Zeichen nennen einen Fluß,
Den man im Süden suchen muß.
Ein Laut verändert in dem Wort,
So leben sie als Wilde dort.
Wenn wir den Laut dann nochmals ändern,
Tierarten sind's aus allen Ländern.

Scharade.

Schreck Bengalens Zelten:
Erstes Silbenpaar.
Zweites spiegelt Welten
Wunderlich und klar.
Ferner Berge Riffen
Ganzes wird entrückt,
Daß es fein geschliffen
Hals und Arme schmückt.

Scharade.

Eins ist die Au, es ist's des Waldes Saum,
Es ist es stets des Lebens edler Baum;
Zwei ist nur ein ganz einfach Ding,
Doch wer es braucht, schätzt's nicht gering.
Das Ganze aber, das kann Unheil bringenn,
Denn es gehört zu den sehr gift'gen Dingen.

Auflösungen der Rätsel aus der Februar-Nummer:

Anagramm: Natter, Ratten.
Gleichklangrätsel: Taft.
Kapselrätsel: Eiche.